

# VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Rügen (mit Illustration von Julius Kleinmichel). — Die Schwestern. Erzählung von Friedrich Gerstäcker. (Fortsetzung.) — Eine Wanderung durch die Bildergalerie meines Zimmers. Von Auguste Scheibe (mit Bignette von H. Knattues). — Sabine Steinbach und das Straßburger Münster. Illustration von Prof. S. Müde. Text von Hermann Klette. — Ein Glas Wasser oder eine Rosenkrope. Novelle von Louise Mühlbach. (Fortsetzung.) — Wirtschaftsplaudereien. — Die Uhr und das Medaillon. Von Dr. Georgens (mit Illustrationen). — Auflösungen des Rebus und des Räthfels Seite 264. — Modensbild nebst Beschreibung. — Correspondenz. — Notiz.

## Rügen.

— Wie die Erde in unvergänglichlicher Schönheit Stolz durch den Aether schwimmt, rußt du im schwimmenden Meer. Goldene Küsten umarmt mit blauen Bogen der Ostsee, Drängt Buchten ins Land, rauschet ins Herz dir hinein; Und aus schäumender Wäld der gebändigten Brandung erhebt sich Insel um Insel mit Wald oder mit üppigem Korn.

Mit diesen Worten feiert ein treuer Sohn Rügens seine Muttererde, ein deutscher Patriot, eingedenk der Schönheiten des Vaterlandes, seine Heimath. Nicht Schmeichelworte sind es; der Reiz Rügens, dieser größten Insel Deutschlands, ist weltbekannt: Noch wanderte Niemand zum Ostsee-Strande, an das rügische Ufer, um nicht aus den Wäldern des lieblichen Putbus oder Sasinz, aus der heilsamen Wald- und Seeluft des nordischen Eilandes gesünder zurückzukehren; noch kehrte Niemand zurück, ohne für Auge und Herz entzückende unaussprechliche Naturbilder empfangen zu haben. Gewohnheitsmäßig zieht wohl der Strom der Weltwanderer vom Reich des Boreas nach den hesperischen Gefilden, aber man übersehe nicht in nächster Nähe Naturgeschenke, die hinter der ergreifenden Pracht des Südens nicht zurückstehen. Die Schönheit des Nordens ist eine eigenthümliche, sie blendet nicht sofort mit glühenden Farben die Sinne, sie senkt sich mehr in die Tiefe des Gemüths. So sind die norwegischen Alpen neuerdings bekannter geworden, und verbreitete sich der Ruhm Rügens, namentlich auch seitdem in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts Bäder daselbst entstanden. So lange die Jahreszeit es erlaubt, werden unzählige Fremde auf schnaubenden Feuerdelphinen von Stralsund oder Stettin aus zu den Inselanern hinübergeführt und sie füllen dann die Gärten und Haine, die Wege und Straßen der wald-, dorf- und hügelreichen Insel, eilen an die schimmernden felsigen Ufer im Westen und Norden und lassen den Blick über das endlose Meer schweifen, dessen Wogen, im ewigen Kampf mit dem festen Elemente, demselben immer neue Opfer abfordern. Vielleicht theilen nicht alle Neulinge das Entzücken. Eine schwedische Predigersfrau klagte, daß ihr auf Rügen alle Unbarmherzigkeit widerfahren sei und die dortigen Einwohner nichts anders wüßten, als Fremde und Reisende zu drücken und zu prellen. Aber das war im Jahr 1594 und

die Welt war damals noch uncultivirt. Nur einmal fühlten sich die durch Sturm und Kampf mit der See abgehärteten Einwohner etwas verlegt, denn sie kennen die Vorzüge ihrer Insel sehr wohl. Als Rügen nach den Befreiungskriegen in preussischen Besitz überging, wollte Friedrich Wilhelm III. sein neues Ländchen doch auch mit eigenen Augen sehen. Rügen erfreute sich also der Ehre seines Besuchs. Ein Vierpänner brachte im Galopp den hohen Inassen von Fleckchen zu Städtchen; es ging durch rauhe dunkle Forste, durch wogende goldene Kornfelder über Heiden und Dünen, über Steine und Kiesel. Die Wege waren noch nicht glatt und sauber, das Wetter aber trübe, und über der Insel ruhte

und das Wort wie der Name in Ehren bleiben soll. Schöne Eintracht herrscht zwischen Stadt und Land, zwischen Schloß und Dorf, und der Herr Pastor führt ein frommes Regiment; er besucht seine Gemeinde bei der Arbeit an der Tenne, oder am Ufer und ist der Tag schön, so stellt er sich wohl unter eine Linde oder eine Buche, und verkündet Gottes Wort, beredter und eindringlicher, als es in der Kapelle geschehen könnte, und Jung und Alt freut sich dessen in stiller Andacht und herzlicher Theilnahme. Ein Pfarrer besonders, dessen Name einen schönen Widerhall in der deutschen Poesie hat, pflegte seine lieben Gemeindefinder aus der Natur heraus zu Gott zu führen: Theobul Kofegarten, der

poetische Maler Rügens. Lange Jahre war er Prediger im nord-westlichen Districte Rügens, auf der Halbinsel Wittow, und oft erklang seine liebevolle Stimme zum Herzen der von allen Seiten herbeiströmenden Einwohner, im Freien, am Ufer-Strande der Ostsee:

Freunde, das Leben des All' ist ein tauschendzünftig Gespräch nur; Was nur lebet, das spricht; die Sprach' erkundet das Leben. Alles spricht mit allem. Das Vielein spricht mit den Blumen. Mit dem Geräusch der säuselnde West, mit der Lerche das Frühroth. Am vertraulichen spricht des Weltall's Stimme zu dir, Mensch! Selige wir, die wir wohnen am Saum der großen Gewässer! Uns spricht täglich an's Herz erstmachend die Stimme des Weltmeers.

Das Meer aber, der Ostsee, ist am ergreifendsten in der Nähe des Königsthales. Der Königsthul ist der erhabenste Punkt dieser „Insel der Stürme“, ein Thron, für welchen der Himmel den Baldachin und der blaue mit Silber durchzogene Purpur des Ostsees den Teppich bildet. Er ist zugleich der Gipfel von den Kreideseilen Stubbenkammerz. An der Westküste zwischen den Halbinseln Jasmund und Wittow steigen diese berühmten Felsen auf. Ihr blendendes Weiß, durchzogen mit grauen Feuersteinstreifen, leuchtet in der Sonne wie Alpenglänze. Vom tiefen Blau des Ostsees umrahmt, während die Schiffe auf dem Meeresspiegel sternenglänzend emporstehen, gewahren die glühenden Ufer einen zauberhaften Anblick. Es scheint ein Traum zu sein, wie die blaue Grotte von Capri. Als wäre der Ocean in seinen Wogen versteinert, so bent sich dieses Vorgebirge dar: gekackte, geborstene und durchrissene Felsen, hoch oben mit Rothbüchen und Haselsträuben bewachsen, starren sie schroff empor, abwechselnd hoch, dann wieder sich senkend. Nur allmählig rollt sich der volle Anblick auf, denn der meilenlange Zug ist sanft gekrümmt, so



Von der Insel Rügen.

Nach der Natur gezeichnet von Julius Kleinmichel.

träumerischer Nebel, da konnte sich denn der romantisch wenig aufgelegte hohe Herr nicht enthalten, auszurufen: „Böse Insel! böse Insel!“ Wie anders hätte er gesprochen, wenn der nordische Himmel sonnenklar gewesen, wenn die Hauptseite der Insel, die fossale Gruppe jener Kreideseilen von Stubbenkammerz vom Meere aus ihm vor Augen getreten wäre. Jeder Bauer und Bürger konnte sich diesen Anblick gönnen, nur vom Könige hielt man ihn fern. Aber der Fürst verführte seine neuen Unterthanen schnell. Er gestattete nicht, daß man ihm zu Ehren den berühmten Königsthul von Rügen umtaufte. „Nichts ändern — lassen, wie es ist!“ lautete sein Bescheid, zur allgemeinen Freude, da man auf Rügen festhält an altem Herkommen und alten guten Sitten,

daß der wechselnde Charakter scharf sich abgrenzt. Abenteuerliche Klippen von violetter Kreidemasse, in der Fackelform an die stürmische Vergangenheit mahnend, dann starre weiße Mauern ohne Ein- und Auschnitt, dann eine große in das Land sich windende Schlucht, bis der stolze Regal des Königsstuhls hervortritt und endlich die Kreidewand sich wieder klüftet, um in einem abschüssigen Waldufer zu enden. In den Spalten haucht der Steinadler. Möven und Fischadler umflattern den Gisch der Seewellen. Braunes Seegras wogt auf dem Damme zu Füßen dieser Felsen, die Brandung hat ihn geglättet, dieselbe furchtbare Gewalt, welche die Granitblöcke in die Fluthen wälzte, die nun einzeln emporragen oder überflutet, mit schleimigem Ueberzuge unter dem Wasser lauern, unnahbar und unfassbar für menschliche Füße. Der größte dieser Blöcke — der Wachsstein — ist der Zaubenstein der Lorelei Nügens. Auf dem Königsstuhle selbst aber, wo früher die heidnischen Fürsten Gericht hielten, erscheint von Zeit zu Zeit noch im Mondeslicht eine heidnische Fürstin, bleich und abgehärtet; sie muß die Schätze bewachen, die sie dort vergrub. Wie der Steinadler in den Felsenrisen sein Nest aufgeschlagen, so wurden die Höhlen der Kreidefelsen zu Schatzkammern des berühmten Seeräubers Klaus Stortebek, des verwegenen „Victualienbruders“, den endlich die Hamburger vom Leben zum Tode brachten. Sagenhaft ist fast alles, was sich auf diesen mächtigen grauenhaft die Sinne fesselnden Königsstuhl bezieht. Karl der Wölfe soll ihn bestiegen haben, um einer Seeschlacht zwischen Dänen und Schweden zuzuschauen. Wunderbar sagenreich ist die Insel in allen ihren Theilen und die Sage taucht bis in die Tiefen der Vorwelt.

Freilich spricht Nügen — heute durch den Kampf mit dem andringenden Meere, dem ewig schöpferischen und bildsamem, weit kleiner als vor Jahrhunderten — in dieser so buchtenreich gefalteten Form ergreifender zu Dir, als irgend ein anderes Stück Erde. Heftige Stürme, tosende Wetter, wie man sie kaum noch kennt, wüthen ab und zu noch immer über das Eiland und härten das Holz und härten die Menschen.

Und willst Du Menschengeschichte? Die zerstörten Burgen, die Burg des heidnischen Zaromar an der Nordspitze zu Ancona, die verfallenen Tempel auf dem Tempelberg und am Herthasee, die inschriftlosen Hünengräber, wo die Leiber erschlagener Helden aus vergangener Gefechtszeit ruhen, die Opfersteine wissen laut und deutlich zu erzählen, wie viel auf diesem kleinen Stück Erde vor sich gegangen ist. Unzählige Menschen mit ihren Leidenschaften und Grausamkeiten, mit ihrer Wonne und ihrem Weh wurden hier begraben; Völker und Fürsten gestürzt, es war wohl nicht immer so ruhig und idyllisch wie heute bei den Landbewohnern Nügens.

Der köstliche Insel-Brillant spiegelt historisch den Gang der deutschen Geschichte im Norden klar und deutlich wieder. Die Mehrzahl der ersten Bewohner, Germanen, läßt es nicht daheim. Kriegerischen Sinnes ziehen sie mit ihren runden Schilden und kurzen Schwertern hinaus und stoßen zum Heere Attila's. Das halbverlassene meerumraunte Land wird dann von slavischen Wenden besetzt; sie mischen sich mit den Zurückgebliebenen; ihrem vierköpfigen Hauptgotte Swantewit (heiliges Licht) errichten sie an der besetzten Nordspitze Ancona am Meer einen großartigen Tempel für Feuer- und Menschenopfer; ihrem Kriegsgotte Rugiwit, der 7 Köpfe besaß, in der Gegend des heutigen Garz einen andern Tempel. Die hohe Achtung vor der Keuschheit und die furchtbare Ahndung des Ehebruches durch die Göttin Hertha hinderte aber diese Herren durchaus nicht, sich im Uebrigen ziemlich räuberhaft zu erweisen und so den Haß der Nachbarn zu erwecken. Heftige Kriege entbrennen nun zwischen ihnen und den Sachsen und Dänen, hin und her wogt der Sieg. Ludwig der Deutsche züchtigt sie zuerst, dann König Erich von Dänemark. Unterworfen brechen sie die angelobte Treue, bis König Waldemar blutigen Ernst zeigt und Ancona erobern läßt. Die Zerstörung dieses Hauptstuhles zieht den Untergang des Heidenthums nach, das Kreuz triumphirt, der Heidenfürst Zaromar wird Christ und die Vasallen müssen selbst jetzt helfen, das Kreuz weiter nach dem Osten zu tragen. Aber auch das Kreuz brachte der Insel keine Ruhe; das Mittelalter sieht noch furchtbaren Streit um den Besitz des fruchtbaren Landes; Räuberorden und Communistenhaufen wählen sich Nügen zum Hauptstuhle; Pommern ziehen gegen die Dänen zu Felde, dann Brandenburger gegen die Pommern. Der „hochdeutschen“ Herrschaft war man auf Nügen gar nicht hold; eine dunkle, traurige Zeit brach ein, in welcher die Gemüther ziemlich verwilderten. Wo der Rugianer geht und reißt, sagt ein Chronist, hat er einen Speiß, den er sogar mit in die Kirche nimmt. „Gehen sie zur Kirche, so feint sie gewapnet, gehen sie zur Hochzeit, — bringen sie einen Totten zu Grabe — und in Summa, man findet sie nirgends, sie haben jre Were bey sich.“ — Im 30jährigen Kriege wurde es nicht besser. Wallenstein zieht vor Straßund; er will die Feste selbst dem Himmel entreißen und verlangt zunächst Geld: „Dat hebben wir nich“, antwortet man ihm; auf das Verlangen, Kaiserliche aufzunehmen, aber: „Dat dohn wir nich“ und endlich, als der Generallieutenant mit Schimpfreden um sich wirft: „Dat sind wir nich“. Diese Antworten finden freudiges Echo im stammerwunden Nügen, an dessen Gestade der fromme Schwedenkönig ein Dankgebet zum Himmel sandte. — Seit dem westphälischen Frieden war Nügen schwedisch, doch wieder erneuern sich die Kämpfe. Der große Kurfürst jagt die Schweden zum deutschen Lande hinaus, — wer kennt nicht das schöne Bild von Kretschmer: Die Landung des großen Kurfürsten auf Nügen mit der Prachtfigur des alten Derfflinger? — dann später sieht die Insel die stammes Kriegergestalten Carl's XII., — endlich den Kreisfeld Deutschlands, die Franzosen. — Auf dem schönsten Punkte der Insel, auf dem Königsstuhle müssen die Buchen fallen, um einem französischen Wachtbaue Platz zu machen. — Als sie aber wieder abgezogen und schließlich Nügen Deutschland verließ, da wehte frische freundige Begeisterung über das endlich der Ruhe wiedergegebene Ländchen; man konnte sich nun wieder des heimischen Herdes und der alten Art freuen. — Ereignisreich, voll von Geschichte und Geschehnissen ist dieser kleine Erdensleck; auf Schritt und Tritt begegnen uns dort Erinnerungen aus der nächsten und fernsten Vergangenheit. — Aus den blutigen Kämpfen des Christenthums mit dem Heidenthume hob und an die Heldenthaten der Heiden und Christen knüpfte sich die Sage und abelte diesen Boden der Vernichtung und Zerstörung, der heute als die „Kornkammer“ Deutschlands in üppigster Fruchtbarkeit sich darbietet. — Bald klingt die Sage düster und trübe, bald hell und heiter, dem Stimmungswechsel der Natur entsprechend. — Am einsamen Herthasee, auf dessen schwarzem Grund die Schatten der Waldgebirge lagern, tönen wohl oft noch klagende Stimmen; es sind die Stimmen zahlloser Opfer, welche die badende Göttin aus den Reihen derer verlangte, die sie

gesehen oder als Priesterinnen gegen das Gelübde der Keuschheit gesündigt hatten; aus den Hünengräbern rufen die Erschlagenen nach Rache, über die See reitet im Nebel zuweilen ein alter Heidenthron mit Panzer und Helm und im Mondeslicht funkeln die Edelsteine seiner Krone, er ist reich und harret des unschuldigen Ritters, der die Prinzessin Swanwithe erlösen möge. — An den waldumgränzten Mooren und Dünen, an den urwäldlichen Binnenseen wird das Herz von Bangigkeit erfaßt, auf den freien Höhen aber bei den entzückenden Weitsichten über weiße Dörfer und rothe Dächer, über Kirchspitzen und grüne Wälder, über die goldenen Kornsturen und die blauenden Berge, unten der blühende Ostseespiegel, darüber das klare unendliche Himmelszelt, da jauchzt wohl die Seele wonnetrunken im Gefühl der Freiheit auf. So auf dem Königsstuhle, so auf dem Wachtthurme des romantischen Granitzer Jagd-Schlusses, so auf dem höchsten und zugleich mittelsten Punkt der Insel, dem Rugard bei Bergen.

Sind die Sagen Nügens vorwiegend ernst und traurig gleichsam aus den Naturstürmen der Insel geboren, so ist Volkslied und Sitte der ländlichen Bewohner doch von herzlich heiterer Physiognomie. Bei den Hochzeiten herrscht tollster Jubel und vollste Lustigkeit; jedes Gericht, das aufgetragen wird — muß angesungen werden. — Ziehen die Mönchgüter, die eingearbeiteten Nügiener, gegen den Sahlhund, den Seehund, los, so singen sie auch im Chöre:

Hett' mi all dat Nett toräten,  
Hett' mi allen Giring fräten,  
Sahlt mi den Sahlhund.

Heringe und Getreide bilden den Reichthum der Insel. Da aber der Seehund erlöset nicht abhold ist, so stellt er sich mitunter im Frühling und Herbst als Gast ein, lagert auf den Meeresblöcken oder sonnt sich am kieselbesetzten Strande, fordert natürlich die Fischer zum Kampfe heraus, der dann auch immer wieder unternommen werden muß und nicht ohne Gefahren ist. — Die Mönchgüter sind auffallende breitschultrige Männer, ihre Frauen groß und von kühnen Zügen. Alte Art ist bei ihnen am strengsten erhalten; sie sind — durch den Fischfang — wohlhabender als die andern Einwohner im Norden und Westen, als die Lammanzier; namentlich contrastiren mit ihnen die blonden, blauäugigen schwerfälligen Hiddenser im Nordwesten der Insel. Trotz ihres Reichthums lassen aber die Mönchgüter nichts draufgehen, sie sind sparsam, weil nicht anders gewöhnt, schaffen sich höchstens eine Wanduhr für das frühere Stundenglas an und stecken ihren Gewinn in die irdenen Bierfannen mit den zinnernen Deckeln, die als ehemaliges Hochzeitsgeschenk auf dem Sims der niedrigen Bauernstuben stehen. Ihre Tracht erinnert daran, daß Mönchgut früher im Besitz von Klöstern war und eine gewisse steife Art des Umgangs dürfte auch ihren Ursprung in jener Zeit haben. — Schwarze Jacken mit Hornknöpfen, weite weiße schurzähnliche Fischerhosen, die bis über die Knie reichen, dunkle Strümpfe und runde Hüte mit breiter niederhängender Krempe charakterisiren die Männer, während die Frauen auffallen durch Nügen von schwarzer Farbe, die über eine weißleimene Unterwäsche gezogen werden und kegelartig aussehen. Die fleißigen religiösen Leute arbeiten Tag und Nacht.

Man kann von Nügen nicht scheiden, ohne eines seiner edelsten Söhne zu gedenken, des Sängers feuriger Vaterlandslieder und Kriegsgefänge, des tapfern deutschen Arndt. Was er selbst einmal bemerkte, als er die kühnen Genuesen bewunderte, daß Seeflüten und Jodeln nach Verhältnis mehr stark und schön kdrper, als das Mittelland entwickelten, dürfte er an sich selbst bestätigt finden. Innerlich wie äußerlich war Arndt eine große, herrliche Erscheinung, wie nur je die Sieger des Pindar bei den griechischen Spielen, die Ringer und Faustkämpfer von den großgriechischen und sicilischen Inseln. — In demselben Jahre geboren, wie Napoleon, das Kind eines schlichten Freigelassenen, wie Horaz — wuchs er an einer Meeresbucht unter hohen Birken und Eichen auf, empfand er die schauerliche Freude nächtiger Stürme und Wellenstürze. In den wald- und buschreichen Revieren ging er mit seinem kernigen Alten auf die Jagd nach Enten und Brachvögeln und setzte sich angstlos vielen Gefahren aus. Die freie Natur war es, welche den Stahlcharakter dieses deutschen Mannes geschmiedet hatte, der gleichwohl am Ende seines überaus langen Lebens, trotz dem Bewußtsein der heiligen Bestimmung aller Menschen, unsern Planeten trugvoll und neblig fand und beinahe dem alten Heiden recht gegeben hätte, der da jagt: Was ist Einer, was ist er nicht? Eines Schattens Trugbild ist der Mensch. —

Des Lebenden aber darf man sich doppelt erfreuen. Und eine ähnlich starke männlich kühne Natur, auch aus Nügen'schem Holze, ist Arnold Ruge, dessen tiefempfundene Dichtungen an der Spitze dieser Pflaudereien stehen. — Sie gehören der Widmung seiner Lebensgeschichte an. Die Erinnerungen seiner Jugendzeit, verknüpft mit der farbenreichen Natur und jüngsten Geschichte seiner Muttererde Nügen, gehören zu den köstlichsten Idyllen, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat.

T. Raeder.

### Die Schwestern.

Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

#### Kapitel 2. Die Schwestern.

In Neustadt-Dresden, in einer reizenden Villa der so hübsch angelegten Königsbrüder Straße, wohnte der alte pensionirte Forstmeister von Ranthorst mit seiner Familie: seiner verwitweten Tochter und seinen zwei Enkelinnen.

Der alte Herr — er war schon hoch in die siebzig — führte auch ein ganz glückliches Leben, denn selber mit zeitlichen Gütern gesegnet, so daß er nicht auf seine ziemlich geringe Pension angewiesen blieb, lebte er einen Theil des Sommers gewöhnlich in der Schweiz und kehrte erst im August nach der Residenz zurück, wo er noch mit der alten Leidenschaft die Jagden frequentirte und selbst oft auf der doch ziemlich ermüdenden Hühnersuche, drei, vier Stunden draußen in den Feldern umher stieg.

Außerdem war er auch, wie er es stets gewesen, sehr geselliger Natur. Er liebte Gesellschaft, sah auch mit größter Freude Gäste bei sich, und Abends, behauptete er, dürfe man nicht zu Bett gehn, ohne seine Partie Whist gespielt zu haben. Ein jovialer Ramezad, aber dabei ein tüchtig praktischer Mann, war er deshalb auch in seinen Kreisen allbeliebt, und wurde, wenn er in fröhlichen Zirkeln sogar noch manchmal ein Tänzchen wagte, den jungen blasirten Leuten oft als Muster aufgestellt.

Sein Haus bot übrigens eben durch seine beiden, bildhübschen Enkelinnen Hulda und Paula noch einen ganz besonderen Reiz, denn etwas Lieblicheres, als diese beiden Zwillingsschwester, konnte es auf der Welt nicht geben. Dabei war der heitere Charakter ihres Großvaters auf sie übergegangen und das sang und trillerte und lachte den ganzen Tag im Haus, so wie sie nur eben bei einander waren.

Und heute schien ein ganz besonderer Festtag in der kleinen freundlichen Villa, denn Hulda war von ihrer etwas monotonen Krankenfahrt mit der alten, von je ein wenig mürrischen Tante, die sie in ihre eigene Wohnung zuerst richtig abgeliefert, wieder zurückgekehrt, und die beiden jungen Weisen konnten nun gar nicht genug Zeit finden, sich mit einander auszuplaudern und von hüben und drüben zu erzählen. Es ließ sich nämlich denken, daß „Großpapa“ sein lange und schmerzlich vermisstes Enkelkind nun auch wieder voll genießen wollte. Gegen „Großpapa“ konnte Hulda aber — so herzlich lieb sie ihn hatte, doch nicht so von der Leber weg reden, wie mit der Schwester. Es gab da eine Menge von Dingen, die für sie Beide natürlich vom allerhöchsten Interesse waren, die aber den alten Herrn nicht im entferntesten interessieren konnten, oder über die er auch am Ende gar in seiner wirklich oft provocirenden Weise gelacht hätte. Kein Wunder denn, daß sich die Schwestern danach sehnten, einmal eine Stunde vollkommen ungestört zu sein, aber die fand sich nicht eher, als bis sie endlich dem Großvater und der Mutter gute Nacht gesagt, und nun in ihrem lauschigen kleinen Stübchen, das neben ihrem eigenen Schlafzimmer lag, auf dem Sopha zusammensaßen, und Hand in Hand und Auge in Auge ihre Herzen gegen einander ausschütten durften.

„Ach, Hulda,“ sagte Paula, wie ihr die Schwester von der reizenden Gegend, dem schönen prächtigen Wald und den wunderbaren Fernsichten erzählt hatte und dann noch hinzusetzte, was sie für köstliche Forellen gegessen und was für delicate Milch sie getrunken — „manchmal habe ich Dich wirklich beneidet, wenn Du mir so in Deinen Briefen jene himmlischen Berge schilderst — aber wenn ich mir dann auch wieder die langweiligen Morgen- und Abendstunden dachte, die Du gezwungen warst, allein mit der guten Tante zu verleben, und wenn wir junges Volk dann hier so fröhlich beisammen waren und mit einander sangen und lachten, dann thatest Du mir auch wieder leid, und ich hätte Dich gern einmal auch acht Tage ablösen mögen.“

„Ach mein liebes Kind,“ sagte Hulda mit einem schelmischen Blick auf die Schwester, indem sie sich ehrbar emporrichtete und sogar mit einem gewissen stolzen, aber doch immer scherzhaften Selbstgefühl fortfuhr, „so sehr verlassen sind wir doch auch nicht gewesen. Junge Leute fanden sich da verschiedne, und ob ich leer ausgegangen, magst Du Dir selber beantworten, wenn ich Dir sage, daß ich sogar persönlich einen eigenen Courtmacher gehabt habe.“

„Du?“ rief Paula im äußersten Erstaunen, und es gab in dem Moment vielleicht kein reizenderes Bild auf der ganzen Erde, als diese beiden bildhübschen Mädchen, in ihren schneeweißen Morgenröcken, die blonden Locken gelöst, die Augen blühend, das heitere unschuldige Lächeln auf den lieben Zügen, dabei einander sprechend ähnlich, wie ein Antlitz und sein Spiegelbild, Schulter an Schulter, ihre Hände zusammen und sich lächelnd in die Augen schauend. Aber wie lieb hatten sie auch einander, und da gab es Nichts, weder Freude noch Schmerz, das sie nicht redlich getheilt, so daß sie oft herzlich mit einander weinten und dann auch wieder ebenso herzlich mit einander lachen konnten.

Und jetzt erzählte Hulda von einem Courtmacher, und zwar einem, den sie allein gehabt, denn hier im elterlichen Hause fiel das ja gar nicht vor. Wo ein junger Mann mit den beiden Zwillingsschwester zusammentraf und diese fabelhafte Aehnlichkeit zwischen den Beiden sah, mußte er ihnen seine Schmeicheleien immer im Plural sagen, und die beiden Mädchen waren es deshalb auch gar nicht anders gewöhnt.

„Du?“ wiederholte Paula, und konnte den Gedanken noch gar nicht fassen.

„Ja, ich,“ nickte Hulda und während ihre Augen vor Lust und Fröhlichkeit ordentlich funkelten, kehrten sich die beiden schelmischen Grilbchen tief in ihre rosigen Wangen hinein, „ich selber, und weißt Du, wer das noch dazu war? — ein lebendiger Lieutenant — Da!“ und als ob das ein förmlicher Schlag gewesen wäre, der nun erst einmal auf die verblüffte Schwester wirken sollte, zog sie ihre Hand aus der Paula's, rückte ein Stückchen auf dem Sopha von ihr ab, und lachte sie mit ihren blühenden Augen an.

„Unfinn,“ sagte Paula, und schüttelte, die Schwester betrachtend, den Kopf, „wie sollte ein Lieutenant dort in die Berge kommen?“

„Ein Lieutenant?“ rief Hulda, indem sie rasch wieder näher rückte; „aber die kommen doch überall hin.“

„Und wie sah er aus, Hulda?“ rief dann plötzlich Paula, und hüschelte sich vor lauter Vergnügen dicht an die Schwester an, „bitte, bitte, erzähle mir, wie das Alles kam! War er hübsch?“

„Nun,“ sagte Hulda, aber entschuldig gleichgiltig, „er war gerade nicht häßlich, aber besonders hübsch kann ich auch nicht sagen, er hatte noch nicht einmal einen Schnurrbart und ganz hellblonde Locken, mitten auf der Stirn beinahe fingerbreit gespreitelt, als ob er sich den Strich da oben rasirt hätte.“

„Das mag ich nicht leiden,“ sagte Paula.

„Aber sie tragens beinahe Alle,“ bemerkte Hulda.

„Ja und die Oberkellner und Ladendiener auch, aber bei welchem Corps stand er? was für eine Uniform trug er?“

„Gar keine,“ bemerkte unbefangen Hulda, „er war dort in Civil.“

„Aber woher wußtest Du, daß es ein Lieutenant sei?“

„Weil er immer Herr Lieutenant genannt wurde,“ erwiderte die Schwester.

„Ach! das ist häßlich,“ sagte Paula kopfschüttelnd, „was hilft mir ein Lieutenant ohne Uniform. Aber war er interessant?“

„Ja sage Dir Paula, höchst,“ rief Hulda, aber doch mit einem schelmischen Ausdruck in den lieben Zügen, „und schwärmen konnte er! Wir haben von Nichts gesprochen, als luna, Sternenshimmer, duftendem Wald, wellenden Nebelschleieren, Nachtigallengesang, heiligen Schatten des Forstes, duftenden Kindern Flora's und tausend ähnlichen wunderhübschen Sachen.“

„Ach geh, Du hast mich zum Westen.“

„Wahrhaftig nicht.“

„Und wo steht er?“

„Ja,“ lachte Hulda, „wenn er da stehen geblieben ist, wo ich ihn zuletzt sah, so ist das vor dem Postgebäude in Ludwigsroda.“

„Ach, Du bist ein Kind,“ sagte die Schwester ungeduldig,

während es aber doch auch um ihre Lippen zwinkerte und zuckte. „Ich meine, wo er in Garnison steht?“

„Ja, danach habe ich ihn wirklich nicht gefragt. Wir kamen auch auf solche profane Dinge nie zu sprechen. Ich weiß nicht einmal seinen Namen, denn als er uns vorgestellt wurde, sprach der alte Brunnensarzt mit seiner geschwollenen Oberlippe so undeutlich, und später kam ich mit dem Herrn Lieutenant vollkommen gut aus. Großvater nennt das ja auch immer einen „Handgriff“ zum Namen.“

„Aber in welcher Weise hat er Dir denn die Cour gemacht?“ frug Paula, die das ganz besonders zu interessieren schien, „denn Deiner bisherigen Beschreibung nach scheint er nur im Allgemeinen, gewissermaßen im ganzen Weltall herum, geschwärmt zu haben.“

„Das hat er auch,“ bestätigte Hulda rasch, „er hat mir zweimal gesagt, daß er den ganzen Wald ans Herz drücken möchte.“

„Um — aber rede nur einmal vernünftig. Du scheinst wirklich bei Deinem Herrn Lieutenant etwas gelernt zu haben. Also das war kein ganzes Courmachen?“

„Oh Gott bewahre,“ rief Hulda rasch, „er verglich meine Augen mit den Sternen und den blauen Feldblumen.“

„Wenn Tante dabei war?“

„Nein, wenn wir mit Tante spazieren gingen, denn die setzte sich immer auf eine Bank zum Ausruhen.“

„Und litt sie überhaupt, daß Dich der Lieutenant begleitete?“

„Oh,“ sagte Hulda, doch etwas verlegen, „sie hat ihn nur zweimal gesehen und sagte dann, er wäre noch so jung und schüchtern, mit dem hätte es keine Gefahr.“

„Was meinte sie denn damit?“

„Ja, das weiß ich nicht, und dann recitirte er Gedichte und ganze Stellen aus Trauerspielen, o, das konnte er prächtig; kurz, er lebte nur immer in höheren Sphären, und ich amüsierte mich vortrefflich dabei.“

„Aber das ist noch immer Alles kein Courmachen,“ meinte Paula, „das habe ich mir wenigstens ganz anders gedacht.“

„Na, dann hättest Du manchmal die Blicke sehen sollen, wenn er glaubte, daß ich ihn nicht beobachtete, und wenn ich ihn dann plötzlich ansah, wurde er bis unter die Haare roth.“

„Ein Lieutenant!“ rief Paula, gerade so erstaunt aus, als ob sie darin schon die wichtigsten Erfahrungen gemacht hätte.

„Und Abends,“ fuhr Hulda, in der Erinnerung schmelzend fort, „ließ er oft zwei, drei Stunden vor meinem Fenster umher, wenn ich auch schon lange das Licht ausgelöscht hatte.“

„Aber woher weißt Du das?“ frug die Schwester verwundert.

„Ich hatte mir,“ flüsterte ihr Hulda zu, als ob sie selbst hier einen Lauscher fürchte, „die eine Rouleau-Ecke ein wenig hinaufgebogen, so daß ich, ohne bemerkt zu werden, hindurch schauen konnte, und gerade gegenüber war das Wirthshaus, zur Post, vor dem zwei helle Laternen brannten, so daß man Alles deutlich überblicken konnte. Es sah zu hübsch aus, wenn er so auf- und abging, als ob er vor der Post auf Wache stände und auf die Abfertigung wartete. Es war doch aufmerksam von ihm, und als wir am letzten Morgen schon um drei Uhr mit der Post abfahren wollten, fand er wahrhaftig fertig angekleidet da, um uns noch einmal Lebewohl zu sagen. — Ja, ich glaube sogar, er hat uns auch geweiht, denn um halb zwei Uhr schon wurde so fürchtbar an die Hausthür geklopfert, daß wir Alle miteinander in die Hölz fuhrten, und Tante, die gerade über der Thür schlief, fast den Tod vor Schreck bekam, sie glaubte, es wolle Jemand einbrechen.“

Paula lachte. „Ja Schatz,“ sagte sie, „dann hast Du in der That einen wirklichen kleinen Roman dort in den Bergen durchgespielt, und es gäbe das eine reizende kleine Erzählung, aber der Schluß ist zu matt. Sie kriegen sich nicht.“

„Anfinn, Paula,“ sagte jetzt Hulda, ihrerseits erröthend, „was Du auch schwägest. An eine Heirath hat doch weder der Herr Lieutenant noch ich gedacht, und ihm war es jedenfalls nur darum zu thun, seinen romantischen Gefühlen etwas Luft zu machen; aber wie rasch verging uns dabei die Zeit. Ich sage Dir, es war zu hübsch, und dazu dann die ganze Umgebung: der herrliche Wald, in dem es eine Masse von wilden Thieren gab, die Hasen sprangen uns oft über den Weg; wenn man ein wenig höher in die Berge stieg, konnte man auch dann und wann auf einer grünen Wiese Rehe grasend finden, und einmal haben wir sogar einen großen mächtigen Hirsch gesehen, der gräßlich hohe und gezackte Hörner hatte, so daß ich einen Todeschreck bekam. Aber er that uns Nichts, sondern sprang mit einem Satz in die Büsche zurück, wo wir aber sein Stampfen noch lange hörten.“

„Ach, das hätte ich auch sehen mögen, Hulda,“ sagte Paula, in Bewunderung die Hände zusammenschlagend, „es muß gar so herrlich sein.“

„Und dann die Jäger, die mit ihren Hunden in den Wald hinein zogen, die Flinten auf der Schulter,“ fuhr Hulda begeistert fort, „die grauen Joppen an mit grünen Kragen und graue Hüte auf, mit wunderbar zusammengedrückten Federn daran, es sah zu reizend aus, und sie für wunderliche Menschen waren darunter, und wie stolz sie dabei einher schritten, als ob sie uns andere arme Sterbliche nur so von oben herab betrachteten.“

„Es ist etwas Merkwürdiges um die Jagd,“ sagte Paula, still vor sich hinstehend, „und Großpapa ja selber noch Jäger mit Leib und Seele. Freilich ein wunderliches Vergnügen, das ich wenigstens nicht begreife. Wenn er aber auch manchmal, naß wie eine Katze, nach Hause kommt, und hat nur etwas geschossen, so ist er doch vergnügt und erzählt und lacht den ganzen Abend. Aber, Hulda, die jungen Mädchen nannten sich, wenn sie allein miteinander waren, noch immer bei ihren Kindernamen Hulda und Pelly, ich glaube wahrhaftig, es wird Zeit zum Schlafengehen, sieh nur, es ist schon halb zwölf Uhr geworden. Wie mir der Abend verflogen ist! Wir sind aber auch so lange nicht beisammen gewesen.“

„Gute Nacht, Hulda,“ sagte Paula zur Schwester, die zuerst unter ihre Decke schlüpfte, „schlaf recht wohl und merke Dir, was Du diese erste Nacht wieder träumst — das hat immer Bedeutung.“

„Ich werde aufpassen, Pelly,“ sagte das junge Mädchen und huschelte sich fest in ihre Steppdecke ein. Reichlich zehn Minuten mochten sie auch ruhig gelegen haben; das Licht war ausgelöscht und nur das langsame monotone Ticken des Regulators an der anderen Wand unterbrach die Stille.

„Gully,“ sagte da plötzlich Paula's weiche und vorsichtig gedämpfte Stimme, „schläfst Du schon, Schatz?“

Sie bekam keine Antwort.

„Gully!“ flüsterte sie noch einmal, nur halblaut, „schläfst Du schon?“

„Nein, Pelly,“ erwiderte Hulda, aber wirklich schon mehr als drei Viertel in Schlaf, „was willst Du?“

„Sag' mir einmal, Gully,“ frug Paula, sich halb in ihrem Bette emporrückend, als ob sie die Frage ganz besonders interessirte: „Was hattet Ihr denn eigentlich für einen Baderarzt?“

„Wir?“ frug Hulda, die den Sinn kaum noch faßte, „wo?“

„Nun, in Ludwigsroda. War es ein angenehmer Mann?“

„Ganz und gar nicht; ein dicker alter Herr,“ murmelte das junge Mädchen halblaut als Antwort.

„In der That?“ erwiderte Paula, die indeß ihren eigenen Gedanken folgte. „Und waren recht hübsche Toiletten dort? — Hulda! schläfst Du?“

Sie bekam keine Antwort mehr; der Schlaf hatte die Uebermüde in seinen Arm genommen und wiegte sie leicht unter freundlichen Träumen ein. — Und was gautelte er ihr vor? Kindesträume: flüsternde Buchenwipfel, zitternde Mondstrahlen, junge Lieutenants in Uniform und Civil — hübsche Jäger mit der Büchse auf der Schulter — sich haschende Kinder, bunte flatternde Schmetterlinge, und dazu hörte sie im Geiste immer einen wunder — wunderhübschen Galopp, den die Dragoner, gerade als sie in Dresden einfuhren, unterwegs gespielt, und süß schlafend und mit lächelnden Lippen schlug sie mit den Fußspitzen den Tact dazu.

Kapitel 3. Der Besuch.

Lieutenant Alfred von Versting brach in der That seine Kur in Ludwigsroda, nachdem es „der Engel“ verlassen, sehr kurz ab; sein Gesundheitszustand ließ auch wirklich Nichts zu wünschen übrig, und er konnte in Dresden ebensogut eine Nachkur gebrauchen, wie irgendwo anders.

Was ihn aber, als er dort ankam, in die größte Verlegenheit brachte, war, daß er weder Namen noch Wohnung seiner Angebeteten kannte — nur den Namen der Tante, und bei dieser hatte er auch bis jetzt geglaubt, daß sie in der Hauptstadt wohne. Als er aber das Logis derselben, und zwar mitten in der Stadt aufsuchte, und sich erst vorsichtig unten beim Hausmann nach den Familienverhältnissen — d. h. nach den Familiengliedern erkundigte — ob der Mann nämlich glaube, daß er das „gnädige Fräulein“ zu Hause fände, erklärte ihm dieser, ein gnädiges „Fräulein“ gäbe es nicht in der ganzen Etage — nur eine schon ziemlich beharrte gnädige Frau, die verwitwete Frau Forststräßerin von Loswall, die hier nur mit einer Gesellschafterin — auch schon ziemlich in den Jahren — und einer Köchin wohne. Der Mann wollte auch Nichts von ihrer Nichte wissen; sie befäme allerdings sehr häufig Besuch von jungen Damen, sei auch mit einer solchen erst kürzlich von der Reise zurückgekehrt — lieber Gott, das war ja Hulda — aber wo die wohnten, und ob sie verwandt miteinander wären, könne er nicht sagen.

Da stand er — die Frau von Loswall aufzusuchen wagte er nicht, und sie nach ihrer Nichte zu fragen, das hätte doch zu aufdringlich ausgesehen, und außerdem wußte er auch gar nicht, wie sie eine solche Anfrage aufnehmen würde, in Ludwigsroda war sie wenigstens immer ziemlich kalt gegen ihn gewesen. Daß er auch Hulda nie nach ihrem Familiennamen gefragt, denn Loswally gab es sonst in der ganzen Stadt nicht mehr, sie würde ihn gewiß und sicher genannt haben — und wie sollte er sie jetzt in der großen und volkreichen Stadt auffinden!

Es war allerdings ein schwer Stück Arbeit, und drei Tage lang suchte er vergebens alle Vergnügungsorte, Terrasse, Großen Garten, zoologischen Garten und alle sonstigen Plätze ab, ja mußte Abends im Theater mit einem guten Operngucker auf das sorgfältigste den ersten Rang und die Parterrelogen — und selbst — wenn auch mit wenig Hoffnung — den zweiten Rang. Es blieb Alles nutzlos, und trübselig schlenderte er am vierten Morgen eben über die Promenade, in der Nähe des Café français, als er plötzlich zwei junge Damen auf sich zukommen sah, von denen er die Jüngere — das Herz hämmerte ihm in dem Augenblick in der Brust, als ob es seine Banden sprengen wollte — Hulda — seine Hulda erkannte.

Er blieb auch wie rathlos, von seinem ersten Gefühl wirklich übermannt, mitten auf der Promenade stehen, starre die junge Dame an und mochte dabei wohl ein so verblüfftes Gesicht gemacht haben, daß ihm beide junge Mädchen die lieben Köpfechen zuwandten und vielleicht unwillkürlich ein wenig über ihn lächelten — es gibt für junge Damen gar nichts Interessanteres, als einen verblüfften Lieutenant. Damit glitten sie an ihm vorüber; jetzt aber kam Alfred auch wieder zu sich selber, denn die Gelegenheit durfte er nicht unbenuzt entschlipfen lassen.

Sich rasch wendend, bemerkte er eben noch, wie beide junge Damen sich nach ihm umzogen, aber auch blitzschnell wieder mit ihren Köpfchen herumfuhren, als sie entdeckten, daß er sich ebenfalls nach ihnen drehte — es war das auch fatal. Jetzt zögerte er aber auch nicht mehr; mit wenigen raschen Schritten hatte er sie eingeholt, und militärisch, aber sehr artig grüßend, sagte er zu Hulda:

„Mein werthes, gnädiges Fräulein, Sie wissen gar nicht, wie glücklich es mich macht, Ihnen hier zu begegnen.“

Die Angeredete schrak etwas vor ihm zurück und bekam einen feuerrothen Kopf, antwortete dann aber, und zwar etwas schnippsich, was ihr übrigens vortrefflich stand:

„Sie irren sich wahrscheinlich in der Person, mein Herr — ich habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen.“ — und mit einem kaum halb verdeckten Lächeln ihrer Begleiterin drehten sich die beiden jungen Mädchen ab und liefen jetzt mehr, als daß sie gingen, vor lauter Verlegenheit jedenfalls — die kleine Strecke der Promenade hinab, bogen in die Kreuzgasse ein, riefen dort eine Droßke an und fuhren über den Altstadtmarkt in die Schloßgasse hinein und auch dort hindurch.

Alfred stand im ersten Moment, als ob er einen Schlag vor den Kopf bekommen habe, denn wie freundlich und lieb war Hulda sonst immer da oben im Wald mit ihm gewesen und jetzt? — Sie irren sich wahrscheinlich in der Person, mein Herr.“ Er sich irren, in dem Gesicht und Liebreiz. Aber so ganz rathlos blieb er doch nicht stehen, denn während ihm diese Gedanken durch den Kopf flogen, war er den beiden jungen Damen erst mit den Augen gefolgt, bis sie um die Ecke gaben — dann eilte er ihnen nach und sah kaum, daß sie eine Droßke nahmen, als er ebenfalls, und ohne sich auch nur einen Moment zu besinnen, die nächste anrief und dem Kutscher gebot, der vorange-

gangenen Droßke zu folgen und augenblicklich zu halten, sobald jene hielt — aber immer in etwa fünfzig Schritt Entfernung zu bleiben.

Droßkenkutscher sind sehr weise Leute und machen in ihrem Beruf manche nicht uninteressante Erfahrungen. Bei solchen Sachen besonders wissen sie außerordentlich genau Bescheid — in jene Droßken waren, wie er selber gesehen, zwei junge hübsche Damen gestiegen; der junge Offizier wollte wissen, wo sie wohnten, und das konnte ihm Niemand besser besorgen, als er.

Die Droßke voraus fuhr der alten Brücke zu und über diese hin — also nach Neustadt — die Hauptallee hinunter und bog in die Königsbrüder Straße ein, hielt aber schon an einem der ersten Häuser und im Nu standen auch Alfred's Pferde eingezügelt.

Alfred hatte eins der vorderen Fenster geöffnet und schaute, durch den Mantel des Kutschers halb verdeckt, hinaus; — es stieg aber nur eine Dame aus und eilte, noch zurück grüßend, durch den kleinen Garten ihrer Wohnung zu. Die Droßke fuhr weiter. Unser Kutscher drehte sich etwas schwerfällig, und weiterer Orde wegen, nach seinem Fahrpaß um.

„Fahr zu, Kutscher!“ sagte dieser.

„War wohl die Rechte nicht?“ bemerkte der Kutscher. Alfred schüttelte lachend den Kopf, und das Fuhrwerk rasselte wieder seinen Weg entlang, bis der vordere Wagen zum zweiten Mal hielt und diesmal auch die zweite Dame absteigte.

„Fahren Sie vorüber, Kutscher, daß ich die Hausnummer erkennen kann,“ sagte Alfred. Er brauchte kein Geheimniß mehr zu bewahren, denn er war ja doch, wie er fühlte, längst durchschaut.

Droßke dirigierte die Sache so geschickt, daß er langsam dicht am Haus vorüber fuhr und erst zwei Ecken weiter wieder hielt.

„Wollen Sie noch sonst wohin?“ frug er zurück, als er hier, in sicherer Entfernung, sein mageres Pferd einzügelte.

„Nein — aussteigen.“ — Der Kutscher war mit seinem Trinkgeld zufrieden, und Alfred promenirte jetzt noch, seinen Gedanken dabei vollen Raum gebend, eine Zeit lang vor jenem Hause auf und ab, ohne jedoch irgend wen am Fenster zu sehen. Die Wohnung schien wie ausgestorben.

Uebrigens gab es ein sehr leichtes Mittel, die Insassen jenes Hauses zu erfahren: der Adress-Kalender. Dies kleine Haus sah auch nicht so aus, als ob es mehr, als eine Familie beherberge, und bei dem nächsten Kaufmann konnte er den Namen erfahren.

Da stand er: Oberforstmeister a. D. Paul von Ranthorst — also Hulda von Ranthorst war ihr Name und jetzt eilte er vor allen Dingen in die Stadt zurück, um Näheres über die Familie zu hören.

Und durfte er es wagen, sie aufzusuchen? Hatte ihn nicht Hulda so kalt und schnöde abgewiesen und sogar geseugnet, daß sie ihn je gesehen habe? Aber sie war nicht allein gewesen — konnte es nicht möglich sein, daß sie sich vor der Freundin genirte, und sprach das denn nicht um so mehr zu seinen Gunsten? — Uebrigens war er, trotz seiner Aufregung, hungrig geworden; Mittagszeit außerdem, so beschloß er denn auch auf der Terrasse zu diniren und stieg langsam die niederen Stufen hinauf, die nach oben führten.

Vor ihm her — noch langsamer, als er, und sich an der prachtvollen Aussicht erfreuend, die sich dort ihm bot, schritt ein junger hochgewachsener Mann, sehr elegant gekleidet — sicherlich ebenfalls ein Fremder, welcher der Terrasse seine Huldigung brachte. Als Alfred an ihm vorüberging, wandte er sich, um sein Angesicht zu sehen, eilte aber schon im nächsten Moment auf ihn zu und rief, ihm die Hand entgegenstreckend:

„Kurt! — ist es möglich — wie kommst Du nach Dresden?“

„Alfred! bei Allen was lebt?“ rief der Freund. „Also habe ich Dich doch getroffen, denn ich verzweifelte schon daran, da ich Deine Wohnung nicht wußte. Aber wer kommt nicht nach Dresden? Ist es doch der Centralpunkt für Alles, was Deutschland an Natur- und Kunstschönheiten bietet, und Du hättest Dich weit eher wundern können, wenn ich nicht hierhergekommen wäre?“

„Aber ich habe nicht geglaubt, daß Du Dich so rasch von dem schönen Wald trennen würdest.“

„Du weißt doch, daß ich schon längere Zeit dort verweilte, ehe wir uns trafen und dann,“ setzte er lächelnd hinzu — „hatte ich auch meinen Zweck erreicht und vorgestern Morgen, trotz Deiner Störung neulich, den braven Hirsch glücklich erlegt. Da ich nun schon eine Anzahl Rehböcke und auch einen geringen Hirsch vorher geschossen, so mochte ich nicht unbescheiden sein, und die Güte meines freundlichen Gastgebers mißbrauchen. Ohne Büchse in den Wald zu gehen brachte ich nicht über's Herz und da hielt ich es für das Beste, mich der Versuchung ganz zu entziehen und den Wald lieber zu verlassen.“

„Also den armen Hirsch hast Du noch wirklich todgeschossen?“

„Ja, denke Dir nur,“ rief Kurt, während ihm in der Erinnerung schon die Augen blitzten — „zwei Morgen war ich noch vergeblich danach gegangen. Der Hirsch, wahrscheinlich damals durch Dich schon gemacht, hatte seinen Wechsel verändert. Stundenlang kroch ich im Busch herum, bis ich seinen neuen Wechsel ausmachte und die Stelle fand, wo seine breite Fährte über die Wiese lief. Dort richtete ich mir denn noch vor Sonnenuntergang einen Stand her, ließ ihm die Nacht Ruhe und war Morgens um zwei Uhr schon, und lange vor Tag zur Stelle. Wie mir aber das Herz klopfte, als ich zur gewöhnlichen Zeit, wo er zu Holze zog, das Knicken dürrer Aeste und das Rascheln im Laub hörte — und da plötzlich trat er heraus, sicherte dem frühen Morgen entgegen und zog vertraut, kaum mehr, als neunzig Schritt von mir entfernt, über die Wiese hinüber. Das aber war sein letzter Gang; die Kugel schlug, mit dem Knall selbst zeichnete er, fuhr herum und brach wie ein Wetter in die Häßliche hinein, durch die ich ihn noch eine kurze Strecke hören konnte. Natürlich lud ich erst wieder frisch auf den Brand und ging dann erst zum Anschuß hinunter und — hatte mich nicht geirrt. Auf dem Wechsel lag Schneiß, und der Spur folgend, fand ich ihn auch, kaum hundert Schritt von dort entfernt, unter einer mächtigen Buche verendet. Denke Dir, ein unregelmäßiger Sechszehnder und feist wie Butter. Das Geweih wäre mir jetzt nicht für tausend Thaler feil. . . . Aber — was ich Dich fragen wollte,“ fuhr er fort, „hast Du Deine Huldgöttin hier schon wieder gesehen?“

(Schluß folgt.)

# Eine Wanderung durch die Bildergalerie meines Zimmers.

Von Auguste Scheybe.



Im Leben jedes Sterblichen, dessen Dasein sich im Verkehr mit Welt und Menschen durch eine Reihe von Jahren und Jahrzehnten hinzieht, setzen die auf- und abflutenden Wellen der Zeit einen gewissen Theil des Reichthums ab, den sie in ihrem Schoße bergen: hier Sandkorn um Sandkorn und grünes bescheidenes Moos, dort eine wunderliche Pflanze, die Wurzel schlägt und üppig gedeiht, hier eine Menge gewöhnlicher Muscheln, aber zwischen ihnen ein farbenprächtiges, seltenes Exemplar, herangeschwemmt aus fernen Zonen, oder mitten unter unscheinbaren Molusken eine strahlende Seerose — und im Ganzen baut sich der Mensch aus diesen angeschwemmten Herrlichkeiten sein eigenes Daheim, das Daheim seines Herzens und Geistes auf. Die Dinge, die er festhalten durfte, während eben so viele andere auf Nimmerwiedersehen und ohne eine Spur zu hinterlassen, wieder von ihm losgerissen wurden, sind ihm Denksteine und Wahrzeichen für die verschiedenen Phasen seines Daseins und der Zeit, in der er lebte; fast jedes ruft ihm helle oder dunkle Momente in die Erinnerung zurück, bei denen er gern verweilt, oder von denen er sich abwendet.

Unter solchen Erinnerungszeichen sprechen besonders die Portraits, mit welchen wir uns zu umgeben pflegen, eine vernünftige Sprache. Die bekannten Gesichter schauen oft in aller Lebendigkeit zu uns herüber und herab und wo die Züge Persönlichkeiten angehören, welche über die Normalhöhe der Menschen auf irgend eine Weise hinausragen, sei es durch ihren Charakter, in der Kunst oder im öffentlichen Leben, da dürfte das, was sie uns erzählen, auch für weitere Kreise von Interesse sein und in Vielen die Erinnerung an vergangene Stunden und Zeiten wecken.

Die Portraitgalerie meines Zimmers ist reich an Namen, deren Klang weit in die Welt hinausklingt, zuweilen nur auf einen kurzen Moment, zuweilen um durch ganze culturgeschichtliche Perioden fortzuklingen und mit ihren Schöpfungen verbunden fortzuklingen.

### I.

Ueber den beiden Thüren meines Zimmers hängen zwei große Reliefsmedaillen und aus jedem schaut ein ausdrucksvoller Kopf zu mir hernieder. Der eine zeigt jene genialen Züge, die durch Tausende von Portraits allgemein bekannt geworden sind. Es gibt gewiß nur wenige Menschen, welche nicht mit dem ersten Blicke auf diese scharf und stolz geschnittene Nase, die überhängende, stark gebaute, von buschigen Brauen begrenzte Stirn, den eigenhümlich geschwungenen Mund und das lange, mähenartig herabfallende Haar, den König und Meister aller Virtuosen, Franz List, erkennen würden. Man kann diese charakteristischen Züge, hätte man sie auch nur einmal in der schlechtesten Nachbildung gesehen, nicht wieder vergeßen und selbst wenn man ein persönlicher Gegner, oder Gegner der künstlerischen Richtung des Meisters wäre, wird man sich des gewaltigen Eindruckes der Genialität nicht erwehren können, welchen dieser Kopf hervorbringt.

Und noch bedeutender, als das Portrait wirkt die eigenhümliche Persönlichkeit des Künstlers selbst, der im natürlichen Verlauf eines wunderlich bewegten, an Wechselfällen reichen Lebens da seinen Endpunkt findet, wo eine der genialsten Frauen unserer Zeit, die Gräfin Ida Fahn-Bahn, ihn auf ihrer Pilgerfahrt von Babylon nach Jerusalem suchte — im Kloster.

Ich hatte nur zweimal Gelegenheit, dem Künstler nahe zu kommen, der damals auf der Altenburg in Weimar residierte und einen Hofstaat berufener und unberufener Jünger — alle kenntlich an der ungeschoren flatternden Mähne — um sich versammelte. Die Virtuosenlaufbahn lag schon längst abgeschlossen hinter ihm; er spielte nur noch am Weimariischen Hofe und in seinem eigenen Hause und sprach nur mit Widerstreben von der Zeit, wo er, wie er sich ausdrückte, „als Hanswurst durch die Welt gezogen“. Es schienen ihm wenig angenehme Erinnerungen von jenen Triumphzügen geblieben, und auch damals, als ich ihn begegnete, machte sein ganzes Wesen und Verhalten nicht den Eindruck des Befriedigten. Selbst die in jeder Minute durch Mund, Augen und Gebärden ausgebrückte Anbetung seiner Schüler und übrigen Verehrer schien nur eine gemischte Empfindung von Langeliebe und Wohlgefallen in ihm hervorzubringen, obgleich er die ihm angeborene, bezaubernde Lebenswürdigkeit

keinen Augenblick verleugnete und die Sonne seiner Huld auch über dem kleinsten Haupte der langhaarigen Schaar leuchten ließ. Lausig, einer der talentvollsten Jünger List's, saß damals, kaum dem Knabenalter entwachsen, zu Füßen des Meisters und ich erinnere mich des komischen Effectes, welchen es hervorbrachte, als List, die ungarischen Rhapsodien spielend, dem jungen Manne, der sich im Eifer des Sehens und Hörens tief auf die Tasten niederbeugte, zu Ende eines chromatischen Läufers einen Nasenstüber verabreichte. Der Meister hat seinen Schüler überlebt. Karl Lausig starb im Laufe des vorigen Herbstes noch in voller Jugendblüthe, ohne in weiterem Kreise die Anerkennung gefunden zu haben, zu welcher er vielleicht berechtigt gewesen wäre.

Ich hatte List niemals öffentlich spielen hören und wurde deshalb durch die Einladung zu einer Matinée des Künstlers auf der Altenburg um so angenehmer überrascht. Außer den ein für allemal eingeladenen Künstlern und Kunstnovizen waren nur drei oder vier Gäste anwesend und List schien sich in so kleinem Kreise nur um so behaglicher und angeregter zu fühlen. Er spielte außer den ungarischen Rhapsodien noch einige Phantasten und wenn ich anfänglich, der allgemeinen Vergötterung gegenüber, geneigt gewesen war, mich gegen jeden Anflug von Begeisterung mit einem Panzer von Skepticismus zu umgeben, so hielt derselbe vor diesem gewaltigen Sturme der Töne, vor diesen Genieblitzen, welche dem Künstler gleichsam aus den Fingern sprühten, keine Minute Stich, und ich beugte meine Seele vor dem Geiste, der aus den Tönen redete.

List sprach es damals schon aus, wie er sich gleichsam nur für einen Propheten Wagner's halte, dessen schöpferische Kraft die seine weit überragte. Er betrachtete es als seine Aufgabe, die Wagner'sche Musik und ihre Richtung überall mit allen Mitteln und Kräften zu vertreten und zu fördern und er widmete diesen Bestrebungen, trotz aller Fehlschläge und Anfeindungen, Jahre seiner Lebens und brachte große, persönliche und pecuniäre Opfer, obwohl er nicht reich war. Der goldene Regen, mit dem ihn Fortuna während seiner Virtuosenlaufbahn überschüttet, war ihm durch die Finger gegliitten. List gehörte zu jenen bevorzugten Glückskindern, die es verschmähen, für den andern Tag zu sorgen, weil sie wissen, daß jeder einzelne Tag für sie einen besonderen Sonnenschein hat und in diesem Vertrauen sich und Anderen keinen Wunsch versagen. Leichtlebig und großherzig zugleich hat sich List unzähligen Menschen hilfreich erwiesen, hat jedes aufstrebende Talent, das sich ihm näherte, unterstützt und gefördert, und wenn der Erfolg nicht immer den gebachten Opfern entsprach, so hat List doch auch wenig Un dank erfahren. Er half, wo er es that, mit einer Liebenswürdigkeit und Großherzigkeit, welche der Wohlthat jeden Stachel nahm und die, welche ihm verpflichtet waren, für alle Zeiten zu seinen begeisterten Anhängern machte.

### II.

Das Reliefsportrait, welches dem Bildnisse List's gegenüber hängt, vergewaltigt geistig belebt, von sittlicher Würde durchleuchtet, aber weder schöne noch ideale Züge. Der ganze Kopf trägt das Gepräge der Krankheit und des Leidens und man erräth auf den ersten Blick, daß dem Träger das Leben nicht leicht geworden ist.

Ernst Rietschel, dessen Werke, unvergänglich in Erz gegossen, vor uns stehen, nachdem sein eigener Leib in Staub zerfallen, dem wir die herrliche Doppelstatue Schiller und Goethe's in Weimar, die unvergleichlich schöne Bildsäule Lessing's in Braunschweig, das Standbild Carl Maria von Weber's und vor Allem das Lutherdenkmal in Worms verdanken, der Künstler, aus dessen schaffender Meisterhand auch das geist- und lebensvoll aufgefaßte Reliefsportrait List's hervorgegangen — er war kein Sonntagskind wie jener, sondern ein von der Wiege bis zum Grabe schwer mit äußern Verhältnissen und tausendfachen Hemmnissen ringender Mensch.

Ernst Rietschel, in Pulsnitz, einer kleinen Provinzialstadt Sachsens geboren, war der Sohn eines armen Beutlers, der mit Mühe und Noth für sich und die Seinigen das nackte Leben zu eringen vermochte. Der Knabe war früh darauf angewiesen, seinen Lebensunterhalt durch Regelschießen, Botengänge, Glockenläuten u. s. w. zu verdienen und voll wehmüthigem Humors erzählt er in seiner nachgelassenen Selbstbiographie, wie die Eltern bei aller Anstrengung und Sparsamkeit oft nicht soviel zu erübrigen vermochten, um ihren Kindern eine Weihnachtsfreude zu bereiten und wie er und sein Vater sich dann mit einem alten Buchhändlerkatalog zu trösten pflegten, der ihnen zufällig in die Hände gefallen war und den sie auf das Eifrigste studirten, um in ihrem genügsamen Sinne zu berathen, welche Bücher sie kaufen würden, „wenn sie Geld hätten“.

Der Knabe zeigte schon früh Anlage zum Zeichnen und als der Vater eines Tages einen Farbenkasten aus Dresden mitbrachte, schien ihm der erste Schritt zur Künstlerschaft gethan. Kaum zwölf Jahre alt verdingte er sich als Gehilfe zu einem „Maler“, welcher Truhen, Bettstellen und andere Hausgeräthe der ländlichen Bewohner der Umgegend mit allerlei bunten Blumen verzierte, und bald übertraf er in diesen Kunstleistungen seinen Meister. Später trat er auf den Wunsch seines Vaters, eines liebevollen aber strengen Mannes, gegen dessen Willen kein Widerspruch galt, als Lehrling in ein kleines Colonialwaarengeschäft, für das er weder Lust noch das geringste Talent mitbrachte, und erst als sein Lehrer nach Jahresfrist erklärte, daß aus dem ungeschickten Knaben nimmermehr ein Kaufmann werde, entschloß sich der Vater, dem Rathe eines wohlwollenden Commis zu folgen und ihn auf die Malerakademie nach Dresden zu schicken, von deren Dasein bis dahin weder Vater noch Sohn eine Ahnung gehabt hatten.

Eines Tages wanderten denn auch Beide mit hoffenden, aber doch sehr schweren Herzen der Residenz zu. Der Unterricht auf der Akademie kostete zwar nichts, aber es erschien dem armen Beutler ja beinahe unmöglich, den bescheidensten Unterhalt des Knaben in der damals so billigen sächsischen Residenz zu bestreiten. Ernst Rietschel wurde als Mitbewohner in dem Stübchen einer armen Wittve und ihrer Tochter einquartiert. Als Schlafzimmer diente ihm ein kleiner Verschlag auf dem Boden, in welchem zur Sommerzeit eine glühende Hitze herrschte, während im Winter der durch die Ziegel hereinfallende Schnee sein Bett überstäubte. Monate lang nährte sich der angehende Kunstjünger Tags über nur von Butterbrod und etwas Obst, während ihn Abends Kartoffeln erwarteten, welche die Eltern schickten und die am Feuer seiner gutmüthigen Wirthin mit gar kochten. Aber auch diese

Lebensweise schien dem strengen Vater, der dem Sohne auf seine Bitten um etwas Geld oft nur wenige Groschen zu schicken vermochte, noch zu luxuriös, und er führte ihm eines Tages zu Gemüthe, daß es nicht nöthig wäre, täglich Obst zu essen, denn wie bald seien sechs Pfennige ausgegeben und täglich sechs Pfennige machen jährlich gegen acht Thaler. Rietschel ließ sich diese drückenden Entbehrungen zu jener Zeit wenig anfechten, aber vielleicht wurde schon damals der Grund zu der verheerenden Krankheit gelegt, welche den kaum auf der Sonnenhöhe seiner Kunst und seiner schöpferischen Kraft angelangten Künstler vorzeitig hinwegraffte.

Rietschel verweilte später gern bei den Erinnerungen an jene schweren Lehrjahre. Sein Talent hatte sich mit Entschiedenheit der Sculptur zugewandt. Graf Einsiedel, der Besitzer der Kunstgießerei Lauchhammer — derselben, in welcher später Rietschel's beste Meisterwerke gegossen wurden — war auf den talentvollen jungen Mann aufmerksam gemacht worden und bot ihm eine monatliche Unterstützung von drei Thalern, wenn er sich als Modelleur für das genannte Etablissement nützlich machen wolle. Rietschel, der sich in der bittersten Noth befand, nahm das Anerbieten, obgleich es ihn auf der höhern Bahn, die ihm vorschwebte, aufzuhalten drohte, nach einem Kampfe an, denn es gestattete ihm wenigstens vorläufig seine künstlerische Ausbildung weiter zu verfolgen, und das war Alles, was er im Moment ersehnte.

Im Atelier des Professor Pettrich, eines Mannes, der ohne jede höhere künstlerische Anschauung und Begabung kaum etwas Andres war, als ein Kunsthandwerker, und welcher nicht einmal die praktische Seite seines Handwerks verstand, verbrachte Rietschel zwei tödtlich lange Jahre, bis er von Graf Einsiedel den Auftrag empfing, für Lauchhammer die etwa sieben Fuß hohe Figur eines Neptun zu modelliren. Der junge Mann erfaßte mit Freuden diesen Auftrag, dessen Schwierigkeiten er nicht ahnte, denn er hatte bis dahin nur kleine Figürchen modellirt und er wie sein Lehrer hatten weder eine Idee von der Construction einer ordentlichen Drehscheibe, noch davon, daß innerhalb so großer Thonfiguren, des Haltes wegen, Eisenstangen und Dräthe angebracht werden mußten. Verzweifelt mühte sich Rietschel ab, um nur die Verhältnisse der Beine und des Rumpfes in ihrer Höhe zu erhalten. Die obern Thonmassen beschwerten die untern und drückten sie zusammen, so daß die Beine jeden Tag dicker und kürzer wurden und der Körper trotz aller von außen angebrachten Stützen fortwährend von Neuem zusammensank. Ein Jahr fast währte diese Sisyphusarbeit, ehe der junge Mann sich entschloß, sie aufzugeben, mit der trostlosen Ueberzeugung, daß die drei Jahre, welche er im Atelier seines Meisters zugebracht, völlig verloren waren.

Zu Fuße, entmuthigt, ohne Mittel, ohne Aussicht, verließ Rietschel im November 1826 Dresden, um sich nach Berlin zu begeben, wo er nach einigen Schwierigkeiten Aufnahme in Rauch's Atelier fand und sich bald zu einem bevorzugten Schüler des strengen ernsten Meisters aufschwang, obgleich dieser Rietschel's erste Reliefs „infame Klemperarbeit“ nannte. Und von hier aus ging des jungen Künstlers Bahn, wenn auch durch harte und schwere Zeiten, dennoch stetig aufwärts. Von der Statue August des Gerechten, die im Zwingerhofe in Dresden aufgestellt ist, bis zu seiner letzten Schöpfung, dem Lutherdenkmal, das er unvollendet zurücklassen mußte, entfaltete sein Genies sich glänzender und glänzender und der Tod rief ihn mitten aus großen Entwürfen ab, ohne daß ein Ermatten seiner künstlerischen Kraft vorhergegangen.

Was Rietschel als Künstler gewesen, bezeugen seine Werke — als Mensch war er der liebenswürdigsten, edelsten einer. Der harte Kampf mit den Misere des Lebens, die Demüthigungen, Kränkungen und Entbehrungen, durch welche der Anfang seiner Künstlerlaufbahn hindurch ging, hatten keine Spur von Erbitterung in ihm zurückgelassen. Das tiefe, weiche Gemüth, ein beinahe kindlicher, genügsamer Sinn waren ihm bis zuletzt geblieben und trotz aller schweren Schicksalschläge, welche ihn auch später in seinem Privatleben betrafen, hat es wohl wenige Menschen gegeben, die sich neben der Begeisterung für ihre Kunst den Sinn für jede Lebensfreude so frisch bewahrten wie Rietschel — wohl wenige, die so sympathisch anregend und fördernd auf ihre Umgebung wirkten, wie er in seiner stillen, wohlwollenden Weise.

Das Gypsmedaillon des Künstlers, aus der Hand eines seiner bedeutendsten Schüler, aus der Donndorf's hervorgegangen, ist vielleicht das beste Portrait, welches von Rietschel existirt, denn es gibt, trotz des todtten Materials, den Eindruck seiner liebenswürdigen Persönlichkeit in seltener Weise wieder. Aus dem Jahre 1857 stammend schmückt es das Grabmonument, welches sich wenige Jahre später über der sterblichen Hülle des Meisters erheben sollte.

Am 22. Februar 1861 wurde das Gypsmodell der Lutherstatue in Rietschel's Atelier in Dresden ausgestellt. Zu Füßen der gewaltigen Gestalt ruhte unter Palmen, das Haupt mit einem Lorberkranz geschmückt, die Leiche des Künstlers, der sie geschaffen. Er war nur sechsundfünfzig Jahre alt geworden.

### III.

Das dritte Portrait, vor dem ich verweile, ist das einer Frau, einer Künstlerin, die einst im Triumph die Welt durchzog, dann ihren Namen an einen andern hochberühmten Namen knüpfte und im Laufe des vergangenen Jahres beinahe vergessen starb. Es ist das Bild der ehemals gefeierten Sängerin Agnese Scheybe, der geschiedenen Gattin von David Strauß.

Das Portrait entstammt nicht der Blüthezeit der Künstlerin, sondern einer spätern Lebensperiode, als sie, schon längst ihre liegenden Jahre zurückblickend, schrieb: „Es war ein weiter, mühevoller Weg, den ich machte und ich habe mein Ziel verfehlt. Die Kerzen von dem Weihnachtsbaum meiner Jugenderinnerungen sind herabgeschmolzen und die frohen Träume sind zu Ende!“ Aber wenn es nicht mehr ganz jugendliche Züge sind, die uns aus dem Bilde entgegen treten, so ist es dennoch ein schöner, edler Kopf von beinahe klassischer Regelmäßigkeit, dem gegenüber wir uns leicht in die Zeit versetzen, wo die deutsche Sängerin durch ihre Schönheit selbst in Italien allgemeines Aufsehen erregte, und Jung und Alt mit einem bewundernden „O, che bella ragazza!“ vor ihr stehen blieb.

(Schluß folgt.)

### Sabine Steinbach und das Straßburger Münster.

Am Straßburger Münster hatten die heiligsten Erinnerungen deutscher Kunst und Art. Jahrhunderte haben an ihm gebaut, bis ihm der deutsche Meister, Erwin von Steinbach, die Seele einhauchte und dem gewaltigen Bauwerk den monumentalen Charakter der Größe und Schönheit einprägte. Und wieder Jahrhunderte, bevor der Thurm des Münsters gleichwie ein Riesenwacht- und Wachtthurm jener westlichen Grenzmark deutschen Landes und Reiches gen Himmel aufstieg. Selbst die schlimmste deutschfeindliche Franzosenzeit, die sich der Sprache und den Sitten allmählig einzumipfen bestrebt war, vermochte ja nicht den deutschen Geist, der hier in Stein und Bildwerk gebannt war, zu bewältigen. Wo Menschenzungen schwiegen: die Steine redeten. — Das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst! rief entzückt der junge Goethe am Straßburger Münster.

Es war im Jahre 1277. — Das Münster war schon bis auf Fassade und Thürme vollendet — als Erwin von Steinbach in dem Ausbau der Vorderseite jene wunderbare Schöpfung begann, die Ernst und Anmuth aufs innigste vereinigt zeigt und deren geistbelebte Kunst die schweren Massen so leicht und lustig emporträgt. Der Bau nahm raschen Fortgang. War doch für Geldbeiträge, freiwillige Arbeit und Herbeiführung von Material die Vergebung der Sünden in Ablassen weit durch die Lande verkündigt. Da wollte nun, wie die Chronisten berichten, alle Welt selig werden an dem Baue, und das Werk stieg nach den Worten des Bischofs Konrad von Lichtenberg „gleich den Blumen des Maies in die Höhe“. Den trefflichen Meister unterstützte dabei sein ältester Sohn Johannes, der auch nach Erwin's Tode, 1318, das Werk desselben noch einundzwanzig Jahre lang fortführte. Noch eine andere Beihilfe der edelsten Art gewährte ihm zum Schmuck des Doms die kunstfertig bildende Hand seiner Tochter Sabina, die wie Johannes den Geist ihres großen Vaters lebendig in sich trug.

Es ist die Werkstätte der Bildhauerin Sabina von Steinbach, in die uns die beifolgende Zeichnung des berühmten Düsseldorf Malers, Heinrich Mücke, anschaulich einführt. Wir sehen die Künstlerin, wie sie eben im Begriff ist, eine ihrer herrlichen Statuen für das Münster, eine Figur der Tugenden, die aller Wahrscheinlichkeit nach sämtlich von ihrer Hand sind, zu vollenden. Im Mittelgrunde erblicken wir den Meister selbst, der seinem Bauherrn, dem Bischof Konrad, den Plan des Münsterbaus erläutert. Neben beiden, die uns in treuherrlicher Würde anmuthen, steht Johannes. Die Zeit des Vorganges dürfte mit dem Anfang des Baues durch Erwin zusammenfallen.

Die Sage spricht von der großen Liebligkeit der Künstlerin Sabina. Wie sie uns hier in so vollkräftiger Erscheinung und erhabener Gestalt, langwallenden Haars, den Meißel fest und sicher angelegt, die Hand zum Schläge aufhebend, entgegentritt, hat sie das Aussehen einer Heldenjungfrau, die entsammt von göttlichem Beruf, demselben obliegt. Diese Auffassung ist auch insofern eine wohlberedigte, als ja der bildnerischen Fähigkeit Sabina's das entsprechende Maß physischer Kraft und Ausdauer nicht fehlen dürfte.

Die Tochter theilt den Ruhm des Vaters. Man kann Erwin's, des großen Baumeisters, nicht gedenken, ohne gleichzeitig auch Sabina zu preisen, die jenem Wunderbau noch ihren sinnigen und schönen Schmuck von Bildwerken hinzusetzte. Darum wur-

den auch zugleich dem Vater und der Tochter im Jahre 1840 am südlichen Portal des Münsters zwei Standbilder errichtet.\*)

Alle Jahrhunderte, alle Freunde und Kenner der Kunst, sind des Ruhmes der Bildhauerin voll. Es werden ihr namentlich die Bildwerke an dem nicht mehr vorhandenen Letzner im Innern des Münsters und am Portale des südlichen Querschiffes zugeschrieben. An letzterem Portale stellte Sabina die triumphirende christliche Kirche dar, ein königliches Frauenbild mit Krone, Kreuz und Kelch; ihr gegenüber das Judenthum, geknicktes Haupt und mit verbundenen Augen, die Krone zu Füßen, in der Rechten einen gebrochenen Pfeil haltend, und zur Linken die der ohnmächtigen Hand entglittenen zerbrochenen Geseztafeln Moses. Zu beiden Seiten dieser Gestalten, in der Vertiefung der Portale, erblickte man die Figuren der Apostel, wie mit der Aufgabe betraut, die gläubigen Befenner des Christenthums, dessen Sieg hier so

vorrangend aus. Die ideale Seite der mittelalterlichen Kunst hat durch die Werke der Bildhauerin in höchster Weise ihren plastischen Ausdruck gefunden; denn die Innigkeit des Gefühls, mit der Sabina sich ganz in ihre Aufgaben vertiefte, gab auch dem Steine Seele und Stimmung. Es war die Seele des Weibes, der lauterer gläubigen Jungfrau, die in den feinen, gefühltesten Schöpfungen ihrer Hand zu Tage trat. Bezeichnend für das Sinnen und Schaffen der Künstlerin war die lateinische Inschrift, die eine der herrlichen in der Schreckenszeit der Revolution leider zerstörten Apostelstatuen, Johannes, in einem Spruchband in der Hand hielt. Sie lautet in deutscher Uebersetzung:

O Heil der göttlichen Gnade, siehe Sabina bei, die aus rauhem Steine mein Bildniß schuf!

Wie überall um die großen, berühmten Bauwerke des Mittelalters, hat sich auch um das Straßburger Münster ein reicher Kranz von Sagen geflochten, von denen ich einige, besonders charakteristische, hervorheben will.

Seit Jahrhunderten lebt im Volke die Sage, unter dem Münster sei ein großes Gewölbe geprengt, welches die ganze Last des Niefendomes trage; darunter aber fluthe ein See, auf dem man zu Schiff hin- und herfahren könne bis zu dem sogenannten Fischbrunnen. Viele wollten auch um Mitternacht das Plätschern des Wassers und die Ruderschläge, welche den Kahn treiben, gehört haben.

Im Münster selbst befand sich vormals ein uralter Brunnen, der eine schon zur Heidenzeit geheiligte Quelle einsaßte. Erst im Jahre 1766 wurde die Oeffnung desselben mit einem Stein zugeeckt. Das Quellwasser dieses Brunnens wurde Jahrhunderte lang weit und breit zur Laufe benutzt. Das Volk nannte ihn deshalb nur den Kindelsbrunnen und den Kindern redete man vor, dies sei der Brunnen, aus welchem sämtliche neugeborne Kinder geschöpft würden.

Drei reiche und mächtige Könige sollen sich im frommen Eifer am Bau des Münster arm gebaut haben. Sie hörten nicht eher auf, als bis sie den letzten Pfennig dafür gegeben. Zum Dank errichtete man ihnen drei Standbilder, welche sie auf Triumphwagen reitend der Nachwelt überliefern sollten. Sie erhielten ihren Platz in den Nischen der Strebepfeiler vorn über den Portalen des Münsters. Diese drei Statuen wurden zur Zeit der Revolution zerstört. Nach einer andern Angabe wären es jedoch die Könige Chlodwig, Dagobert und Rudolph von Habsburg gewesen, deren Bilder man im Jahre 1291 dort aufstellte.

Auch einem frommen und wadern Müller wurde die Ehre zu Theil, sein Standbild dem Münster vereinigt zu sehen. Als nämlich der Bischof Conrad den Bau der Vorderseite begann und Allen, die sich hilfreich dabei beteiligten, großen Ablass versprach, war jener Müller der Erste, der hoch zu Ross, einen mächtigen Felsblock heranschleppte. Da schnitt sofort aus diesem ersten Quaderstück ein kunstgeübter Steinmetz den stattlichen Müller selbst in ganzer Figur. Es ist „das Reuterlein an der Säule“.

Ueber das kunstreiche Uhrwerk im Thurm des Münsters gehen im Volk verschiedene Sagen. Es war ein Wunderwerk, das ein geschickter Uhrmacher an Stelle des alten und längst verbrauchten, erdacht und vollführt hatte. Da sah man, wenn die Glocklein ertönten, wie der Tod die Stunde schlug und die Apostel im Vorbeiziehen sich vor dem Heiland verneigten. Gleichzeitig brüllten auch die beiden Löwen, welche das Stadtwappen hielten so mächtig, daß das ganze Münster dröhnte, und der Hahn auf der Spitze schlug die Flügel und krächte zweimal; gleichwie der Hahn im Evangelium, als Petrus den Herrn verleugnete. Aus Furcht, der Meister könne vielleicht noch andern Städten ein ähnliches, ja selbst noch wunderwürdigeres Werk errichten, ließ sich



Sabine Steinbach. Zeichnung von Professor H. Mücke.

glänzend verkündet ward, zur Kirche einzuleiten. Vier Reliefdarstellungen in den Giebelsteinen der Portale haben die Verherrlichung der heiligen Jungfrau, den Tod und das Begräbniß, die Himmelfahrt und die Krönung Maria's, zum Gegenstande. Am Mittelpfeiler, zwischen beiden Portalen, sieht man den König Salomo, der auf dem Throne sitzt und richtet; darüber erhebt sich das verkürzte Antlitz des Heilands.

Die Arbeiten Sabina's zeichnen sich vor allen andern Bildwerken des Münsters durch die gedankenreiche Schönheit des Entwurfs wie durch die feine künstlerisch vollendete Ausführung her-

\*) Wir wollen nicht verschweigen, daß wenn gleich allgemein — und fast die Gesamtheit unserer Kunstautoritäten läßt dies gelten — die berühmte Bildhauerin Sabina als die Tochter Erwin's von Steinbach bezeichnet wird, sich eine Stimme doch dagegen erklärt hat. Nach der Behauptung des Straßburger Archivars und Bibliothekars Dr. Ludwig Schneegans wäre die wirkliche Bildhauerin Sabina genau um ein Jahrhundert älter, als ihr angeblicher Vater Erwin von Steinbach. Indeß, wie dem auch sei, wir hätten dann die Künstlerin, die ohne den persönlichen bildnerischen Einfluß Erwin's so Herrliches in so früher Zeit vollbrachte, nur um so mehr zu bewundern.

X.A.V. BRENDAMOUR.

der Rath von Straßburg verleiteten, dem trefflichen Künstler die Augen ausstechen zu lassen. Der so grausam Geblendete hat, ihn nur noch einmal zu seiner Uhr hinauszuführen, doch als er oben war, griff er mit kräftiger Hand so stark in's Räuberwerk, daß es unheilbar für immer still stand.

Hermann Alekx.

## Ein Glas Wasser oder eine Rosenknope.

Novelle von Louise Mühlbad.

(Fortsetzung.)

Sir John Hood ward freigesprochen und hätte mit seinen Schätzen, seinen Brillanten nach Indien zurückkehren können; aber es war in London jetzt ein Magnet, der ihn fesselte und ihn zurückhielt von dem goldenen Lande seiner Jugend. Dieser Magnet war Lady Editha Hastings.

Sir John Hood, der so viele kostbare Brillanten durch die Macht seiner Ueberredung, oder durch sein Gold in seinen Besitz gebracht, wollte auch diesen funkelnden und herrlichen Brillanten, die Lady Editha, nicht sich seinen Händen entwinden lassen. Er wollte sie besitzen mit jenem stolzen Uebermuthe des Millionärs, der nicht begreifen kann, daß irgend Etwas, welches er begehrt, nicht sein Eigenthum werden könne und gerade das Widerstreben der Lady Editha, ihr stolzes, verächtliches, kaltes Abweisen, gerade das reizte ihn und machte aus dem alternden Herrn einen leidenschaftlichen Liebhaber.

Auf dem goldenen Lehnstuhl mit indischem Brocat überzogen, saß Lady Editha vor dem aus Ebenholz geschnittenen und mit wundervollen Elfenbeinfiguren ausgelegten Tische und betrachtete die funkelnden Schätze, die Sir John Hood vor ihr ausbreitete.

Neben ihr stand Lord Pembroke, die gierigen Blicke gerichtet auf diese Juwelen und Garnituren, deren jede für ihn ein Vermögen, ein Landgut, einen Palast in London bedeutete.

Zuweilen hob er von den funkelnden Diamanten, diesen versteinerten Schlangen des Paradieses, die Augen auf zu Sir John Hood und es blickte dann Etwas wie Born und Haß in diesen Augen und sein scheuer und ängstlicher Blick flog dann durch das Gemach hin, als forsche er, ob wohl Zeugen hier sein würden, wenn er jetzt Sir John Hood an der Gurgel packte und ihn würgte und die Brillanten nähme und sagte, wie Sir John Hood von dem Prinzen gesagt: „das sind Geschenke, welche die Großmuth eines Freundes mir gewährte.“ Aber jedesmal begegnete dann der Blick des alten Lords den großen, schwarzen Augen der beiden Indier, die zu beiden Seiten der Thüre standen.

Unbeweglich und starr, wie Statuen aus schwarzem Basalt und weißem Marmor gebildet, die rechte Hand an den Griff des Dolches gelehnt, der in dem weißseidenen Gürtelshawl steckte, die großen schwarzen Augen fest hingekümmert auf den Herrn, stumm, unbeweglich und doch so voll sprechenden Lebens standen sie da und Lord Pembroke wußte, daß bei der ersten drohenden Bewegung, die er zu machen wagen könnte, diese beiden treuen Diener ihres Herrn sich auf ihn stürzen und mit ihren Dolchen ihn durchbohren würden.

Immer neue Juwelen nahm Sir John Hood aus dem schweren, eisenbeschlagenen Ebenholzkasten hervor und jedesmal, wenn er einen funkelnden Schmuck ausbreitete vor der Lady Editha, beobachtete er ihre Mienen und horchte, ob nicht irgend ein Wort des Entzückens von ihren Lippen tönen würde.

Aber diese Lippen öffneten sich nicht zu einem einzigen Worte der Bewunderung, und das lebhafteste Interesse, welches sie anfangs aus ihren Mienen, ihren Blicken hatte sprechen lassen, war längst schon wieder der stolzen Ruhe gewichen.

„Es scheint,“ sagte Sir John Hood endlich verzweiflungsvoll, „es scheint, Mylady, daß Sie wirklich ein überirdisches Wesen sind und als ob meine Liebe und Anbetung die Wahrheit gefunden. Lady Editha ist kein sterbliches Wesen, sonst müßten diese herrlichen wundervollen Schätze, nach denen selbst Königinnen mit Bewunderung geschauert, doch im Stande sein, ihr wenigstens ein Wort des Beifalls zu entlocken.“

„Ja, wahrlich,“ murzte Lord Pembroke, „Deine Kälte ist staunenswürdig, ja mehr, als das, sie ist lächerlich, denn sie ist gemacht!“

„Still, Mylord! zürnen Sie meiner Göttin nicht,“ sagte Sir John Hood. „Ich bete sie an um dieser Ruhe willen; denn ich sehe, was Königinnen verführen könnte, das ist nicht im Stande, ihr auch nur ein Lächeln abzugewinnen.“

„Und weshalb sollte ich lächeln?“ sagte Editha achselzuckend, „lächeln, indem ich diese furchtbaren Verführerinnen der Frauen betrachte? Ich meine, man könnte bei ihrem Anschauen lieber in Thränen ausbrechen, denn jedes dieser Juwelen würde, wenn sie sprechen könnten, so traurige Geschichten von dem Eigennutz und der Habgier und von der Käuflichkeit des Menschen erzählen!“

„Wahrlich, Sie sind ein bewundernswürdiges Wesen!“ rief Sir John Hood, „und ich zweifle daran, unter allen meinen Schätzen irgend Etwas zu finden, das Sie würdigen könnten aufzuheben, wenn ich es zu Ihren Füßen niederlege. Doch nein, ich verzweifle noch nicht; denn die wundervollsten, herrlichsten, seltensten und geheimnißvollsten Schätze, die sich in meinem Besitze befinden, die habe ich Ihnen noch nicht gezeigt, und die sollen Sie jetzt sehen.“

Er nahm mit einer feierlichen Miene aus dem Grunde der großen, eisenbeschlagenen Truhe jetzt ein kleines Kästchen hervor und stellte es auf den Tisch vor Editha hin.

„Nun rathen Sie, Zauberin, was ich in diesem Kästchen verborgen habe. Was meinen Sie, Lord Pembroke?“

„Nun,“ sagte der Lord lachend, „vielleicht jene wundervollen Solitaires und Zahnpelken, die sich der Sage nach in dem Gürtel des Prinzen befanden.“

„Sehr wohl gesprochen; aber sehr böshaft, mein lieber Lord,“ sagte Sir John Hood mit einem verächtlichen, zornigen Blick auf den Lord.

„Und Sie, Mylady, was meinen Sie, was mag dieses Kästchen enthalten, das noch schöner, noch köstlicher ist, als alle diese Brillanten, diese Perlen, diese Rubinen und Edelsteine?“

„Ich meine gar Nichts,“ sagte sie, „ich weiß es nicht, was es kostbarer geben kann, als diese Juwelen, die hier ausgebreitet liegen. Vielleicht bergen Sie in jenem Kästchen die Sonne oder den Mond, was weiß ich!“

„Nein, Mylady, noch etwas viel Kostbarereres, als die Sonne und den Mond enthält dies Kästchen,“ sagte Sir John lachend, „es enthält den mächtigsten aller Könige, den Herrn aller Kaiser und Fürsten, den Nebenbuhler Gottes!“

„Wahrlich!“ rief Editha, sich ein wenig aus ihrer kalten,

gleichgiltigen Ruhe erhebend, wahrlich, „Sie machen mich neugierig. Was könnte das sein?“

„Das ist der Tod, Mylady!“ sagte er feierlich. „Ja, den Tod bringe ich in diesem Kästchen und Sie sollen ihn jetzt sehen, Mylady. Er stellt sich Ihnen nicht dar als Knochengerrippe mit der Sense in der Hand, auch nicht als Engel mit der umgekehrten Fadel, sondern er hat sich ganz still und ängstlich unter Brillanten und Goldstücken verborgen. Da lauert er, wie eine glitzernde eingefangene Schlange, bis er hervorspringen und vernichten kann. Sehen Sie, Mylady?“

Er hatte mit dem goldenen Schlüssel, den er an einer Kette um seinen Hals trug, das Kästchen geöffnet und schlug nun den Deckel zurück.

Jetzt öffneten sich die stolzen Lippen der Lady Editha zu einem Ausrufe der Bewunderung! Und wahrlich, bewundernswürth waren diese kleinen Schalen und Fläschchen von Gold und Brillanten, prachtvolle auserlesene Schätze der Goldschmiedekunst, jedes ein seltenes Kunstwerk von unermesslichem Werthe.

„Und doch,“ sagte Sir John Hood, dessen Antlitz bei Editha's Ausruf des Erstaunens dunkler erglühte, „und doch sind diese Kunstschätze, welche so glücklich sind, meiner angebeteten Herrin einen Ausdruck der Bewunderung zu entlocken, nur die kaum würdige Schale ihres kostbaren Inhalts! Denn ich wiederhole es Ihnen, Mylady, der Tod wohnt in jedem dieser Fläschchen und dieser Schalen. Sehen Sie dort in der Schale mit den Smaragden diese kleinen Stöckchen, die wie Pfeile geschnitten sind und an deren Spitze ein schwarzer Streifen sich befindet? Ein leises Streichen mit dieser Spitze über die schönste Sammethaut, ein einziger Riß damit in diese Haut genügt, um sofort den Tod herbeizurufen. Doch der Tod ist in solchem Falle immer ein gewaltiger und also auch ein Ankläger. Sehen Sie hier in diesem Fläschchen mit Rubinen befindet sich ein anderer Fürst der Unterwelt. Mit dem Saft, der in diesem Fläschchen enthalten ist, hat man nur nöthig sich den Nagel des Daumens zu bestreichen und dann, indem man seinem lieben Freunde die Hand drückt, braucht man nur mit dem scharfen Nagel sich so tief in die Haut einzubohren, daß ein kleines Nischen entsteht, und der Tod ist da! Aber auch dies ist ein gewaltiger Tod. Schauen Sie aber hier, theuerste Mylady, das ist das Kostbarste, das Herrlichste, das Wunderbarste von allen meinen Schätzen. Nicht wahr, Lord Pembroke, Sie bewundern auch die Brillanten auf diesem Fläschchen und seine auserlesene Arbeit? Es ist mit dem Hauche Gottes oder des Teufels gefüllt.“

„Wie?“ rief Lady Editha, indem sie das von Brillanten funkelnde Fläschchen betrachtete, „diese wundervolle Hülle, sagen Sie, sei nur die Schale, in welcher der Tod sich birgt?“

„Ja, Mylady,“ sagte Sir John Hood lächelnd, „dieses Gift ist unter den Giften, was die Nase unter den Blumen, der schwarze Diamant unter den Steinen ist, das kostbarste, das seltenste und geheimnißvollste aller Gifte. Wenigen ist es daher auch nur vergönnt, es zu besitzen, und seine Zusammenfügung ist ein Geheimniß der gelehrtesten Adepten Indiens. In Europa gibt es jetzt wohl keinen und wäre er auch der geschickteste Chemiker, der es verstände, dieses Gift zu bereiten. In Italien, an dem Hofe der Mediceer, gab es in den früheren Jahrhunderten noch einige Auserwählte, welche das Geheimniß kannten. Aber die Mediceer, als sie nicht mehr die Väter ihres Volkes genannt wurden, sondern die Tyrannen, begannen sie, das Gift, welches ihnen selbst so vielfach gedient, zu fürchten, und sie ließen Alle diejenigen bei Seite schaffen, welche ihnen die Mittel bereitet hatten zu ihren heimlichen Morden. Nur Einer der Adepten des Alexander von Medici entkam. Er rettete sich zuerst nach Neapel, dann, als er auch dort sich nicht mehr sicher fühlte, schiffte er sich ein und ging nach Indien. Seitdem gibt es in Indien allein noch einige gelehrte Männer, in deren Familien sich dies seltene und wundervolle Geheimniß forterbt, und die allein es verstehen, dieses Gift zu bereiten. Aber ich langweile Sie,“ unterbrach sich Sir John Hood, indem er lächelnd sich verneigte.

„Nein,“ rief Lady Editha lebhaft, „nein, nicht im mindesten! Sprechen Sie weiter! Erzählen Sie uns noch ein wenig von diesem geheimnißvollen Schätze, den ich schauernd und doch glücklich in meiner Hand halte.“

„Es ließe sich viel erzählen von der zauberhaften Macht, welche dieses Gift geübt hat und das in den Händen der Großen und Mächtigen eine historische Bedeutung gewonnen hat. Denn die Borgias sowohl als die Mediceer fanden es bequemer, ihre rebellischen Feinde, statt sie vor Gericht zu führen, statt sie auf dem Schaffot endigen zu lassen, lieber durch den Duft einer Blume, durch die Berührung eines Papiers oder, was weiß ich, durch ein kostbares Tuch, das sie ihnen lächelnd zum Geschenk darbrachten, durch ein Paar Handschuhe zu vergiften! Solch ein Paar Handschuhe fandte zum Beispiel die Königin Katharina von Frankreich ihrer gefährlichen Rivalin, der Königin Johanna von Aragonien. Ein Paar Handschuhe war damals ein seltener Luxusartikel, und dieses Paar war von Sammet mit Brillanten und Perlen geflickt. Katharina von Medici hatte die Mode des Handschuhtragens zuerst von Florenz nach Paris gebracht und Johanna fühlte ihren Haß verschwinden in rechter Frauenart, als sie von der Königin von Frankreich dieses kostbare Geschenk erhielt. Am Abend, in glänzender Hofgesellschaft, erschien die Königin Johanna zum Staunen und Entzücken ihres Hofes mit diesen Handschuhen. Doch das Staunen und Entzücken sollte sich sehr bald in Entsetzen verwandeln, denn Johanna war kaum eine Stunde mit diesen Handschuhen bekleidet, als sie mit einem lauten Schrei sterbend zusammenfiel.“

„Und woher wußte man, daß es die Handschuhe waren, welche sie getödtet?“ fragte Editha lebhaft.

„Man erfuhr es durch einen Zufall. Das kleine Schokhündchen der Königin, welches überall hin sie begleitete, sprang zu ihr heran und schien mit seinen Schmeicheleien die Todte erwecken zu wollen. Es legte an ihrem Gesichte, an ihren Handschuhen — da plötzlich brach es zusammen und war todt. Die Höslinge, welche es sah, waren von Entsetzen erfüllt und leise murmelten sie unter einander das, was doch Keiner laut zu sagen wagte: Die Königin von Frankreich hat ihre edle Rivalin, die tugendhafte Königin Johanna von Aragonien getödtet.“ Heinrich von Navarra, ihr Sohn, hegte damals wohl schon in seinem klugen Kopfe die Pläne zu künftiger Größe. Doch er kannte die Feindin, welche er nicht bezwingen konnte, und er wollte sie nicht reizen; statt Klage zu führen, schwieg er klug. Die gefährlichen Handschuhe aber nahm er in seinen Besitz und ließ sie verschwinden. Die Königin Katharina war übrigens eine sehr freigebige Dame und sie liebte es, Denen, welchen sie gewogen war, Geschenke zu machen. Auch der Connetable von Montgomery hatte von der Freigebigkeit der Königin eine solche Gunstbezeugung zu empfangen.

Sie fandte ihm, da er zum Krieg wider Italien ausziehen wollte, eine Schärpe als Zeichen ihrer Gnade, und der Feldherr zog nicht zum Kampf aus, denn eine Stunde nach Empfang des kostbaren Gesichts war er eine Leiche. Nun, Mylady,“ fuhr Sir John Hood lächelnd fort, „es wäre eine zu lange Geschichte, wollte ich Ihnen alle die Todesfälle erzählen, welche namentlich am Hofe von Frankreich durch dieses Wundermittel bewirkt worden. Erinnern Sie sich der schönen, unglücklichen Tochter Karls I. von England? Sie war als die Gemahlin des Bruders von Ludwig XIV., des Herzogs von Orleans, nach Frankreich gekommen. Man hatte dem Herzog diese Gemahlin aufgedrängt, und so schön, so liebenswürth sie auch war, so haßte er sie doch, eben weil man ihn zu dieser Vermählung gezwungen. Eines Tages reifte er mit ihr auf eins seiner Jagdschlösser und man wollte dort eine Jagd abhalten. Die Herzogin hatte dazu von ihrem Gemahl eine kostbare Reitgerte empfangen. Er brachte sie ihr selbst in einem verschlossenen Kästchen, dann verließ er sie. Die Hofdamen im Nebenzimmer hörten bald darauf einen Schrei und als sie eintraten, lag die Herzogin, die schöne Henriette von England, leblos am Boden, die Reitgerte in der Hand haltend. Das Gift hatte seine Schuldigkeit gethan! — Es that zwanzig Jahre später wiederum seine Schuldigkeit. Denn Sie wissen, der Tod ging damals um in der Familie des stolzen und edlen Königs Ludwig XIV. Der Tod, welcher, wie man sagt, an der Hand des Herzogs von Orleans in den Königshof eingeführt ward. Der Dauphin von Frankreich, der Sohn Ludwigs XIV., starb an einer Pflanze Tabak, welche der Herzog von Orleans ihm gereicht. Seine Gemahlin starb an einer Tasse Chokolade, und auch die eigene Gemahlin des Herzogs, die berühmte Tochter Ludwigs XIV., starb, nachdem sie einen Apfel gegessen, welchen ihr Gemahl ihr gereicht. Ein Schrei des Entsetzens ging damals durch ganz Frankreich und laut beschuldigte man den Herzog von Orleans und nannte ihn den Giftmischer. Er wollte, da er nach diesen Todesfällen zum Regenten von Frankreich erhoben ward, der öffentlichen Meinung ein Opfer bringen und den Adepten, welcher sonst sein liebster Freund gewesen und sein täglicher Gesellschafter, ließ er als Giftmischer anklagen und verurtheilen. Seitdem scheint auch in Frankreich das Geheimniß der Bereitung dieses Giftes verschwunden, und wie ich Ihnen sagte, nur in Indien gibt es noch einige Auserwählte, welche diese Bereitung verstehen.“

„Wirklich!“ rief Lady Editha, die glänzenden Augen immer noch auf das funkelnde Fläschchen gerichtet. „Wirklich, Sir John Hood, was Sie da erzählen, hat mich lebhaft interessiert, und um dieses Fläschchen könnte ich Sie fast beneiden.“

„Mylady,“ sagte er, sich tief vor ihr verneigend, „Sie haben keinen Grund dazu, mich zu beneiden, denn das Fläschchen gehört Ihnen.“

„Wie?“ fragte Lady Editha und über ihre bleichen Wangen flog ein Schimmer der Röthe. „Wie, Sir John Hood, Sie wären im Stande, das Kostbarste, was Sie besitzen, dieses wundervolle Fläschchen, mit seinem noch viel würdevolleren Inhalt, mir opfern zu wollen?“

„Wissen Sie nicht, Mylady, daß ich Sie liebe?“ fragte er lächelnd. „Ihnen gehört Alles, was ich besitze, und glücklich bin ich, wenn Sie dieses Fläschchen von mir annehmen wollen. Ich gebe Ihnen damit einen kleinen Theil von der Allmacht Gottes in die Hand. Denn ich wiederhole es Ihnen: Es ist der sichere, der unvermeidliche Tod; er trifft wie mit der Hand Gottes denjenigen, welchen Sie verurtheilen wollen und läßt keine andere Spur zurück. Mylady, Sie werden nicht so grausam sein, auch dieses kleine Geschenk auszusagen zu wollen.“

Sie nickte ihm freundlich zu.

„Ich nehme es an, Sir John Hood, und ich danke Ihnen dafür! Es ist so wundervoll, den Tod in seinem Gold zu haben. Man fühlt sich mächtig, und Sie haben Recht, man fühlt sich fast Gott ähnlich und darum, — doch nein,“ unterbrach sie sich plötzlich, „nein, ich will Ihnen meine ganze Schwachheit bekennen: Nicht bloß darum, weil dieses Gift so kostbar ist, nehme ich dieses Geschenk an, Sie sollen sehen, daß ich ein echtes schwaches Weib bin, diese wundervollen Brillanten, diese auserlesene Arbeit reizt und entzückt mich. Ich nehme Ihr Geschenk nicht an, weil es Gift enthält, sondern obgleich es Gift enthält.“

XV.

In der diesjährigen Saison fühlte sich Niemand so beglückt, so vollkommen befriedigt, als Mrs. Timblestick!

Alle ihre Wünsche waren erfüllt, alle ihre Träume Wahrheit geworden. Abgefallen hinter ihr war die ganze Vergangenheit und wie in einer neuen Welt fühlte sie sich aufgestanden, seit sie mit ihrem Sohn in ihrem reizenden kleinen Palais in Westend wohnte.

Was sie in langen Jahren der „Erniedrigung“, wie sie es nannte, entbehrte, was damals ihre Sehnsucht gewesen und was sie beweint mit bitteren Thränen, das hatte sie endlich nun erlangt: Eine Stellung in der Gesellschaft!

Aus der Dunkelheit der City war sie wieder hervorgegangen; aus der Missethät war durch die Gefälligkeit ihrer Freunde wieder eine „Lady“ geworden! An ihrer Tafel durfte sie sich rühmen, Vertreter der höchsten Adelsfamilien zu bewirtheten, und in ihren Salons tönte es wieder von den stolzen Namen der Gentry.

Ja, sie hatte erreicht, wonach sie so lange sich gesehnt, sie war wieder die „Lady Timblestick“ und ihr Sohn war der Freund und der Genosse vornehmer Herren. Die Söhne der ersten Adelsfamilien bewarben sich um seine Freundschaft und gar manche Lady vom alten Adel wäre glücklich gewesen, wenn Sir Arthus ihre Tochter zu seiner Gemahlin begehrt hätte. Sonst hatten ihre lieben Verwandten sie gelohnt, hatten die Verwandtschaft mit Mrs. Timblestick stolz verleugnet, jetzt drängten sie sich zu ihr, jetzt nannten sie sie ihre liebe Cousine, und Keiner aus der großen Familie Pembroke hielt es unter seiner Würde, in den Freitagsgesellschaften der Lady Timblestick zu erscheinen.

Auch von den französischen Emigranten sah man viele Vertreter des hohen Adels in den Salons der Lady, denn der stolze Name der Comtesse Solanges de St. Pierre verführte sie mit der dunkeln Vergangenheit der Timblestick's und für sie war die schöne Comtesse Solanges der Mittelpunkt ihrer Huldigungen und Schmeicheleien.

Solanges verstand es außerdem so gut, die Gesellschaft unbemerkt in ihrem Geiste und Sinn zusammenzufassen und zu leiten. Die Grazie, die Anmuth und die gute Sitte umgab sie wie mit einem heiligen Glanze, der von ihr aus auch die ganze übrige Gesellschaft überstrahlte. Nichts Unedles, Gemeines und Triviales konnte ihr nahen, und unwillkürlich fühlte sich Jeder in

ihrer Gegenwart zur Huldigung angeregt und doch zugleich zurückgedrängt in die Formen der Ehrfurcht und der zarten Sitte.

Wenn Solanges de St. Pierre so als das Musterbild jungfräulicher Würde und vornehmer Bildung erschien, so war Lady Editha gewissermaßen als die glänzende Königin der Schönheit, der Mode und der Galanterie in den Salons der Mrs. Timblestick die stets unworbene, stets gefeierte Herrin. Um sie drängten sich die jungen Cavaliere, sie war der Mittelpunkt ihrer Huldigungen. Um ihrer Willen verließen sie den Salon, in welchem Solanges die Honneurs machte und gingen mit ihr in das kleine, halbdunkle Zimmer, in welchem der grüne Tisch stand, an welchem man Pharaos spielte.

Dort hielt Lord Pembroke, welcher sich jetzt wieder öffentlich den Verwandten der Timblestick's nannte, seinen Hof. Dort war er Herr und Gebieter. Dort rollten die Goldstücke, dort lockten die Karten, und wenn die jungen Lords, geführt von Lady Editha, dort ihren Platz eingenommen, dann wußte sie stets einen Vorwand zu finden, um dieses Gemach wieder zu verlassen und zurückzukehren in die anderen Salons. Zurückzukehren zu Sir Arthur, der sich stets in ihrer Nähe befand, stets der Planet war, der sich um die Sonne ihrer Schönheit drehte.

„Meine schönsten und stolzesten Wünsche werden erfüllt,“ sagte Mrs. Timblestick zu sich selbst. „Es ist klar, Sir Arthur liebt meine schöne Cousine Editha. Er ist nur zu schüchtern. Er zögert, das bescheidene Wort zu sagen und ich werde ihm dazu behilflich sein. Ich werde ihm die Augen öffnen und ihm zeigen, daß er sie liebt. Ich werde Alles vorbereiten, und dann — dann soll's geschehen.“

Und an dem Morgen nach der Soirée, in welcher Mrs. Timblestick zu diesem Entschluß gekommen war, fuhr sie zu ihrem Juwelier, mit dem sie eine lange Conferenz hatte.

XVI.

Solanges saß in ihrem Gemach vor der Staffelei, beschäftigt das Bouquet von Camellien und Drangen, welches vor ihr in der Schale von Silberfiligran stand, zu malen, als Lady Editha, von dem Juwelier heimkehrend, zu ihr eintrat. Sie hielt einige große und kleine Etnis in ihren Händen und stellte sie auf den Tisch neben den Blumen hin.

„Nun kommen Sie, meine liebe und schöne Solanges,“ rief sie eifrig, „sehen Sie, was ich gebracht habe.“

„Ich bitte,“ sagte Solanges sanft, „begehren Sie in diesem Augenblick nicht, daß ich meine lieben Blumen verlaße. Sehen Sie nur, sie schauen mich so kokett und schmeichelnd zugleich an, sie wissen, daß ich sie male und daß ich ihr kurzes Leben für eine längere Frist festhalten möchte. Die Blumen welken so leicht, erlauben Sie also, daß ich weiter male.“

„Nein, Solanges, lassen Sie es für dies Mal genug sein. Sie werden Ihre lieben glänzenden Augen noch ganz trübe machen; Sie stehen schon vor der Staffelei, als ich fortfuhr und das sind fast zwei Stunden her.“

„Aber, meine theure Lady,“ sagte Solanges, eifrig weiter malend, „Sie wissen, daß dieses Bouquet für Sie bestimmt ist und daß ich Ihnen das Beste, was ich je gemalt, geben möchte!“

„Eben darum, weil es für mich ist,“ rief Lady Editha, „eben darum kann ich mir anmaßen zu sagen: hören Sie auf! Das Bouquet ist jetzt schon so schön, daß ich vollkommen befriedigt bin. O, haben Sie doch ein wenig Mitleid mit einer Mutter, die Ihnen so gern ihr Glück und ihre Freude vertrauen möchte. Ja, meine liebe Solanges, nun die Pinsel fortgelegt. Kommen Sie und sehen Sie, was ich gekauft habe.“

Sie nahm ihr mit freundlichem Drängen die Pinsel aus der Hand und führte sie zu dem Tische hin.

Zuerst hier, meine liebe Solanges, ein kleines Geschenk für Sie. Mein, mein liebes Kind, schütteln Sie nicht Ihr liebes Köpfchen,“ fuhr die alte Dame geschwätzig fort; „ich weiß, Sie tragen keine Brillanten und Sie haben erst neulich, als ich mir erlaubte Ihnen einen Brillanten zu offeriren, mit Grausamkeit das Geschenk zurückgewiesen. Ich bin also belehrt dadurch und werde Ihnen keine Brillanten mehr anbieten. Aber dieses Geschenk dürfen Sie mir nicht abschlagen. Sehen Sie, es ist nur eine kleine Rose, Ihr Ebenbild, Solanges!“

Sie öffnete das Etnis und reichte es Solanges dar.

„Nur eine kleine Rose,“ sagte Solanges lächelnd, „aber in dem Kelche dieser wundervoll gearbeiteten Rose sehe ich Brillanten von so kostbarem Werthe, daß —“

„Sie irren, meine Liebe,“ unterbrach sie Mrs. Timblestick, „das ist kein Brillant, das ist nur ein Thautropfen, und Sie werden mich nicht beleidigen wollen, indem Sie auch den von sich weisen. Keinen Dank, meine liebe Solanges! Gönnen Sie mir das Vergnügen, Sie heute Abend auf dem Ball bei Lord Southwark mit diesem kleinen Schmucke zu sehen. Aber nun, theuerste Solanges,“ fuhr sie eifrig fort, „nun sollen Sie mir sagen, ob Sie mit der Wahl, die ich sonst noch getroffen, zufrieden sind.“

Sie schlug den Deckel des großen, breiten Etnis zurück und ließ Solanges das kostbare Collier, die Ohrgehänge und die Nisennadel von Brillanten sehen, welche in allen Farben ihr daraus entgegenglänzte.

„Nicht wahr, das ist köstlich?“ fragte sie, mit innigem Entzücken die Schmuckgegenstände betrachtend. „Das ist auserlesen, das ist würdig, nicht bloß von einer Königin, sondern von der Braut meines Sohnes getragen zu werden!“

Sie schaute immer noch mit solchem Entzücken auf die Juwelen hin, daß sie es nicht gewahrte, wie eine glühende Röhre, dann eine tiefe Blässe die Wangen von Solanges übersog und wie sie hastig nach der Marmorplatte des Tisches griff, um sich darauf zu lehnen, als müsse sie sonst umsinken und zusammenbrechen.

Nein, Lady Editha gewahrte das nicht, sondern schaute immer noch hin auf die funkelnden und blühenden Edelsteine und fragte immer wieder, ohne eine Antwort abzuwarten, ob dieser Schmuck nicht köstlich sei, ob Solanges nicht auch meine, daß jede Lady entzückt sein müsse, ihn zu empfangen und ob er selbst nicht für die stolzeste und verwöhnteste Lady genügend sein müsse?

„Denn,“ fuhr sie eifrig fort, „stolz und verwöhnt ist die Dame, für welche ich ihn bestimmt habe, und gerade das gefällt mir an ihr, gerade darum möchte ich ihr etwas Auserlesenes, Herrliches geben, um auf ihren stolzen Lippen ein Lächeln der Befriedigung zu sehen. Und wie wird mein lieber Sohn überrascht sein, wie wird er seiner Mutter danken, daß sie so fürsorglich Alles schon vorbereitet hat! Er lebt immer in höheren Sphären, mein lieber Sohn, er ist ein Dichter, ein Poet, ein Künstler, er ist Alles, was Sie wollen, nur kein praktischer Mann! Darum ist es ein Glück, daß seine Mutter so praktisch ist und mit

ruhigem Auge Alles übersehen und mit ruhigem Herzen Alles überdenken kann. Ja, meine liebe Solanges,“ sagte sie, noch immer die Brillanten betrachtend, „ich darf wohl von mir sagen, daß ich wie die Vorsehung meines Sohnes bin. Er überläßt mir Alles und nimmt sein Schicksal aus meiner Hand. Wie ich es ihm biete, ist es ihm recht! Er wird auch aus meiner Hand seine Lebensgefährtin empfangen und auch diese schönen Brillanten, welche für seine schöne Braut bestimmt sind!“

Solanges legte ihre kleine Hand fester auf die Marmorplatte des Tisches und zwang sich ruhig zu sein.

„Ich wußte nicht, daß Ihr Herr Sohn verlobt sei,“ sagte sie, und ihre Stimme verrieth nicht durch das leiseste Beben ihre innere Aufregung.

„Er ist es auch noch nicht, das heißt, er ist noch nicht officiell verlobt,“ erwiderte die alte Dame. „Das Wort ist noch nicht ausgesprochen, doch schwebt es schon lange auf seinen Lippen. Vielleicht wird er es heute, vielleicht erst morgen sprechen und dann ist dieser Brillantschmuck da und er wird mit seinen funkelnden Sternen der schönen Braut von der Liebe meines Sohnes Arthur erzählen. Noch ist es ein Geheimniß, doch Ihnen, meine liebe Solanges, meine süße Tochter, Ihnen, der ich von Herzen vertraue, will ich den Namen sagen. Es ist —“

In diesem Moment öffnete sich die Portière und der Kammerdiener der Mrs. Timblestick erschien in derselben.

„Lady Editha Hastings wünscht der Lady ihren Besuch zu machen,“ meldete er.

„Ich komme, komme sogleich! Laßt nur die Lady in den kleinen Salon eintreten,“ rief Mrs. Timblestick und dann, als der Diener hinausgegangen, wandte sie sich lächelnd zu Solanges hin.

„O, sehen Sie, wie seltsam der Zufall mir zuvorkommt, er nimmt mir den Namen von der Lippe, den ich Ihnen sagen wollte.“

„Lady Editha Hastings ist die Braut Ihres Herrn Sohnes?“ fragte Solanges erstaunt.

Lady Editha nickte. „Ja, ja, sie ist die Braut meines Sohnes, das heißt, sie wird seine Braut sein, denn sie ist die Erbin seines Vermögens. Mein Sohn liebt sie, liebt sie mit Leidenschaft, ohne daß er es selber weiß! Doch ich, seine Mutter, seine personifizierte Vorsehung, ich weiß es und das ist genug, das ist —“

Die Portière öffnete sich wieder und Lady Editha erschien in derselben. Hastig schlug Lady Editha den Deckel des Etnis zu und reichte es Solanges hin.

(Fortsetzung folgt.)

Wirthschaftsplaundersien.

Deutsches Essiggemüse und englische Mixed-Pickles. Alljährlich gelangen Hunderte von Tonnen und Tausende von Flaschen, gefüllt mit in Essig und Gewürz eingemachtem Gemüse und Früchten (Pickles und Mixed-Pickles) von England zu uns herüber, und dem entsprechend wandert deutsches Geld über den Canal, welches besser in den Händen deutscher Fabrikanten hätte verbleiben können. Ein Vorurtheil der Feinschmecker umgibt die englischen Mixed-Pickles mit dem Nimbus, daß das Küchengemüse zur Aufzucht der wohlgeschmecktesten, haltbarsten und grünsten Pickles allein in England zu Hause sei und dort sorgfältig bewahrt werde. Es ist dies eben ein Vorurtheil, welches unsere deutschen Hausfrauen aus dem Wege zu räumen beizutragen vermöchten, wenn sie sich einmal der Mühe unterzögen, die Mixed-Pickles nach einer langjährig erprobten Vorschrift, die wir weiter unten geben, zu bereiten. Das Rezept ist uns mit einer Probe darnach bereiteter Mixed-Pickles von einer Leserin des Bazar zugegangen und wir können an dieser Stelle versichern, daß das deutsche Essiggemüse, verglichen mit echt englischen Mixed-Pickles von Batty und Co., nach äußerem Ansehen und Geschmack den Vergleich vollkommen aushält. Bevor wir diese Vorschrift geben, halten wir es für nöthig, noch eines Umstandes zu gedenken, welcher allein schon für die Selbstanzfertigung der Mixed-Pickles spricht, daß nämlich die auffallend schön grüne Farbe englischer Mixed-Pickles in den meisten Fällen auf einen Gehalt von Kupfer zurückzuführen ist und daß der Genuß solcher Mixed-Pickles zu Vergiftungen Veranlassung geben kann. Daß ein solcher Kupfergehalt früher wenigstens fast ausnahmslos in echt englischen Mixed-Pickles sich vorfand, ist Thatsache, und gab seiner Zeit dem Engländer Accum Gelegenheit, seine Landsleute in einer Schrift, betitelt: „Der Tod im Topfe“, vor dem Genuß der Pickles zu warnen.

Daß das Grün in Essig eingemachter Gemüse durch Stehenlassen in kupfernen Gefäßen wesentlich erhöht wird, wissen auch unsere Hausfrauen, und es ist sicher, daß bei uns hier und da dieses Verfahren leider auch absichtlich, und ohne daß man sich etwas Böses dabei denkt, eingeschlagen wird. Wenn auch im Ganzen genommen in Deutschland Geschmack und Gewohnheit nicht wie in England vorherrschen, dergleichen scharfes Essiggemüse täglich und in so großer Menge als dort zu genießen, und andererseits auch Kupfer zu denjenigen metallischen Giften gerechnet werden muß, welche am wenigsten schädlich auf den menschlichen Organismus wirken, so liegt dennoch bei häufigem Genuß solcher kupferhaltiger Gemüse die Gefahr einer chronischen Kupfervergiftung vor, und eine solche zu erkennen ist schwierig und wird leicht dem Arzt entgehen, da sie keine charakteristischen Krankheitsymptome aufweist. Eine leichte chronische Kupfervergiftung äußert sich in Kolik, Magenkrampf, Kopfschmerzen, Bleichsucht, Schwäche in den Gliedern, Abmagerung; in schweren Fällen färben sich die Zahnsfleischränder purpurroth und das Zahnfleisch wird locker. Beiläufig benutzt man als Gegengift des Kupfers milde Abführmittel, Zucker, Honig, besonders aber Eiweiß. Es hält auch dem Laien nicht schwer, in kupferverdächtigem Mixed-Pickles sich von der Gegenwart dieses Giftes zu überzeugen: Man nimmt dazu circa einige Loth von dem fraglichen Gemüse, schneidet es ganz klein und rührt es mit etwas Wasser und circa 20 bis 30 Tropfen Salzsäure zu einem Brei an, den man einige Stunden in der Wärme stehen läßt; dann verdünnt man den Brei etwa zur Hälfte mit stärkstem Spiritus, läßt ihn einige Zeit stehen und läßt das Ganze durch ein Tuch. In die durchgeseigte Flüssigkeit stellt man nun ein blankgeputztes Eisenstück (ein Messer oder dergl.). Je nach der Menge des vorhandenen Kupfers wird sich das blanke Eisen schon in einigen Stunden mit einem schwächeren oder stärkeren leicht erkennbaren blanken Ueberzug von Kupfer bedecken.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß man in englischen Mixed-Pickles den Essig auch mit Schwefelsäure verfälscht aufge-

funden hat, eine Verfälschung, die sich leicht durch einen Zusatz von Chlorbarium-Lösung zu erkennen gibt; bei Gegenwart von Schwefelsäure entsteht dadurch ein reichlicher weißer Bodensatz.

Zur Bereitung von Mixed-Pickles verfährt man nun folgendermaßen: Junge Bohnen, kleine Gurken (Pfeffergurken) und unreife grüne Schoten von türkischem Pfeffer einerseits, wie weißes Gemüse: als Blumenkohl, unreife, halbausgewachsene Maiskolben, Perlwiebeln, Chalotten andererseits werden einmal mit kochendem Salzwasser übergossen, kurze Zeit stehen gelassen und dann das Salzwasser abgeseiht. In einem irdenen Geschirre übergießt man sie dann mit kochendem Essig, deckt den Topf zu und stellt ihn an eine mäßig warme Herdstelle. In dem Essig hat man vorher ein wenig Mann, auf 4 Liter ein etwa nußgroßes Stück, aufgelöst. In jedem dritten Tage wird der Essig abgeseiht, zum Kochen gebracht und sofort das Gemüse wieder damit begossen; dies wiederholt man so lange, bis die ursprüngliche Farbe wieder hergestellt ist. Das weiße Gemüse, welches getrennt von dem grünen mit Essig behandelt wird, bedarf des Maunzuges nicht, da derselbe nur dazu dient, die grüne Farbe zu fixiren. Das weiße Gemüse wird etwa vier Mal in beschriebener Weise mit kochendem Essig übergossen. Die Zwiebeln werden ganz für sich eingemacht und nur einmal mit heißem Essig begossen; sie werden, wenn möglich, erst kurz vor dem Gebrauch unter die fertigen Mixed-Pickles gemischt. Sind die Gemüse genügend mit Essig behandelt, so werden sie von dem Essig, der den ganzen unangenehmen Geschmack des unreifen Gemüses in sich aufgenommen hat, abgeseiht und in Gewürzessig aufbewahrt.

Den Gewürzessig bereitet man aus 60 Gramm schwarzem Pfeffer, 30 Grm. Ingwerwurzel, 30 Grm. Kochsalz, 15 Grm. englischem Gewürz, 8 Grm. Cayenne-Pfeffer, etwas Estragonblättern und 1 Schote reifen türkischen Pfeffers, welche mit 1 Liter stärkstem Weinessig schwach zum Sieden erhitzt einige Stunden warm stehen gelassen und dann abgeseiht werden. Man mischt sämtliches Gemüse in einem Napf untereinander und füllt es abwechselnd mit Lagen einer Gewürzmischung (bestehend aus 1 Theil schwarzen, 6 Theilen weißen Senfkörnern, 1 Theil englischem Gewürz, 1/2 Theil ganzer Curcuma-Wurzel, 1/2 Theil ganzen Gewürznelken und einigen reifen Schoten türkischen Pfeffers) in Flaschen. Die Flaschen gießt man so weit voll Gewürzessig, daß das Gemüse davon bedeckt ist, und gießt dann auf das Ganze eine dünne Schicht Provencèrol. Die Flaschen werden mit gut schließenden Korken und Blase oder Pergamentpapier verbunden und aufrechtstehend aufbewahrt. So zubereitet, halten sich die Mixed-Pickles mindestens zwei Jahre lang, und auch dann verlieren sie nicht den Geschmack, sondern fangen nur an weicher zu werden.

Die angeführten Gemüse machen die Hauptbestandtheile der Mixed-Pickles aus, indeß ist die Zahl von hierfür geeignetem Gemüse, Früchten u. eine bei weitem größere. Wer sich die Mühe nicht verbrießen läßt, kann die Mixed-Pickles durch Zuziehung anderer Gemüse nicht nur sehr mannigfach in Formen und Farben machen, sondern durch Verwendung von sonst wertlosem oder geringwerthigem Material die Kosten der Mixed-Pickles bedeutend herabmindern. Blumenkohlstrünke, die sonst weggeworfen werden, in Stängelchen zerschnitten oder mit Hilfe der in allen Hauswirthschafts-Magazinen vorräthigen Gemüsausscheerer in verschiedene Form gebracht, lassen sich hierfür sehr gut verwenden. Ebenso behandelt man Mohrrüben, junge Kohlrabi, Selleriewurzeln und Rettig. Von grünem Gemüse kann man noch grünen Kressefarnen, das wildwachsende Hauslaub (Sempervivum tectorum), und zwar die festen nicht ganz aufgeblähten Rosetten, sowie die grünen Früchte der Kartoffeln verwenden. Letztere enthalten zwar einen schädlichen Stoff, das Solanin, aber durch die Behandlung mit dem Essig, der ja später fortgeseiht wird, entfernt man das Solanin vollständig und gerade diese nichts kostenden Früchte zieren in hohem Grade das Essiggemüse. Endlich erhöhen die Moosbeeren (Vaccinium oxycoccos), welche nicht ganz reif mit Essig behandelt werden und dann purpurroth erscheinen, das schöne Aussehen des ganzen Essiggemüses.

Würden energische Hausfrauen auf dem Lande, in gemäßigter Gegend, die Fabrication von deutschem Essiggemüse in die Hand nehmen, so zweifeln wir nicht daran, daß sie für verhältnißmäßig wenig Mühe und Kapitalanlage sich nicht nur dauernd einen erklecklichen Nebenverdienst verschaffen, sondern sich auch das Verdienst erwerben würden, Feinschmecker davon zu überzeugen, daß deutsches Essiggemüse den echten Mixed-Pickles in keiner Weise nachstehe.

Die Uhr und das Medaillon.

Von Dr. Georgens.

Die Uhr und das Medaillon sind zwei Schmuckgegenstände, die, obwohl sie keinerlei Verwandtschaft haben, doch mitunter bis zum Verwechseln ähnlich gestaltet sind: die Uhr so flach und klein, daß man sie für eine Kapsel mit einem Bäckchen darin halten kann, das Medaillon in kreisrunder Form mit Perlen und Edelsteinen besetzt, so gewichtig, daß es einer Uhr gleicht, wie solche früher getragen wurde und allerdings mehr dem Schönheitsgefühl entsprach als die heutigen nüchternen Scheibenuhren ohne alle Kunstarbeit des Goldschmieds.

Die kreisrunde Form eignet der Uhr stets, wozugen das Medaillon auch die ovale und Herzform annehmen kann und als ein sinniges Symbol der Liebe und Freundschaft, des Friedens und der Einigkeit, je nach Verzierung und Aufschrift, erscheint, nur daß es nicht an eine Medaille, einen Orden oder eine Schaumünze erinnert, die wieder eine andere Bedeutung haben, welche sich auch in der Form ausdrücken muß. Weber die Uhr noch das Medaillon dürfen als Verloque mit vielen kleinen Gegenständen zusammen an dem Armband oder einem sonst unpassenden Plage angehängt werden; trug man sie doch selbst schon als Ohrgehänge.

Früher besetzten die Damen ihre Uhren mittelst einer langen Kette und dem Uhrhaken an dem Gürtel. Mit der Mode der grüßelosen Schneckenkleider kamen die kurzen Uhrketten in Gebrauch und die Uhr selbst wurde in dem Kleide versteckt. Sie war seitdem als Schmuckgegenstand bedeutungslos und nach und nach durch ihre übertriebene Kleinheit zur Spielerei geworden; die scheibenförmigen, unverzierten und schablonenmäßig angefertigten Uhren waren nur noch ein bewundernswürdiger Mechanismus, ein Cabinetstück des Uhrmachers. Erst jetzt findet die äußere Form wieder mehr Beachtung und wir sehen, wenn auch nur selten, größere, mit Email und Edelsteinen gezierte, Uhren, die den ästhetischen Anforderungen entsprechen.

Jedes Uhrgehäuse muß etwas gewölbt und bei der ästhetischen Abrundung hübsch profiliert sein. Die flache Form widerstrebt der Idee der Uhr und schiebt die Kunstarbeit des Goldschmieds und des Juweliers ganz aus. Das Uhrglas verlangt einen verhältnißmäßig breiten Rand zum bessern Halt. Der Zeiger muß, seinem Zwecke entsprechend, deutlich und genau zeigen, daher scharf pointirt und vielartig gestaltet sein. Die geradlinigen dünnen Zeiger und die magern Ziffern sind durchaus zweckwidrig und namentlich unästhetisch, wenn das Zifferblatt nur eine weiße glatte Fläche bildet. Die Ziffern heben sich erst angenehm für das Auge hervor, wenn sie innerhalb weißer oder hellfarbiger Dellen auf andersfarbigem Emailgrunde stehen und der Zifferntranz von einer Arabeskenfüllung — Goldornament und verbliebenfarbiges Email — umgeben wird. Für die Rückseite des Gehäuses eignet sich gleichfalls das brillante Email mit Gold- und Edelsteinverzierung in vorzüglichlicher Weise, namentlich wenn die Goldlinien mit der Emailfläche zu einem Ganzen verschmelzen, auf dem die kleinen Edelsteine wie Sterne funkeln. Die

beiden hier gegebenen modernen Vorbilder zeigen zwei verschieden ornamentirte Rückseiten einer Damenuhr: Nr. 3 Guillochirarbeit mit Email und Edelsteinen, Nr. 1 ohne Edelsteine; die Compositionen dazu sind vom Modeller W. Nach in Hanau. Wir bringen nächstens auch die geeigneten Zifferblätter. Nach einem Vorschlage von Ludwig Isau könnte oben, wo der Bügel ansetzt, sich der Rahmen zu einer Art von überlegendem Schild ausbreiten, aus dem sich, wie aus einem Halsband, ein Löwen- oder Chimärenkopf erhebt, der den Bügel im Munde hält; und damit nichts fehlte, könnte aus dem kleinen Rädchen über dem Bügelkopf, vermittelt dessen man die neuesten Uhren ohne Uhrschlüssel richtet und aufzieht, eine bewegliche Krone für den Kopf des bügelhaltenden Thiers angebracht sein. Die Damenuhr braucht deshalb nicht größer zu werden, als jetzt die meisten Uhren getragen werden, sie soll nur wieder zum Schmuckgegenstand erhoben, und neben dem praktischen Zweck, den sie zu erfüllen hat, auch zur Zierde der Trägerin gereichen.

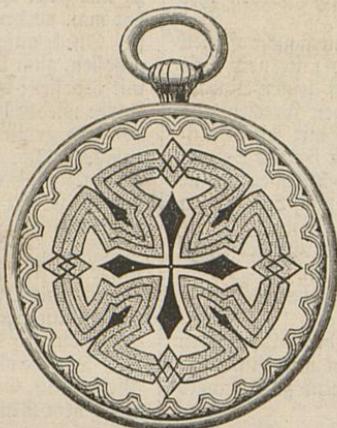
Das Medaillon hat gleich dem Uhrgehäuse Etwas zu umschließen, zu bergen, denn ein leeres Medaillon nur als Schmuck zur Schau getragen, ist eine Prunkattrappe, und eben so geschmacklos wie eine Uhr als Liebespfand an einem Schnürchen vorn am Halse hängend. Allerdings werden auch Uhren zu Geschenken der Liebe gewährt, wie der nachstehende Vers anspricht:

„Nimm hin die Uhr, die Dir mit feinem Schläge  
Vershändelt die Stunden wiederholen kann,  
Ach! hätte sie die Macht vergang'ne Tage  
Uns zu erneu'n, wie kostbar wär' sie dann;  
Doch an die Frucht der Zeit darfst du dich mahnen  
Und eine bess're Zukunft wird Dir ahnen.“

In diesem Falle ist aber die ganze Uhr die Gabe der Liebe, nicht das, was sie umschließt, und ihr Hauptzweck bleibt immer der: ein Zeitmesser zu sein; demnach darf sie auch nur an der Stelle getragen werden, wo man bequem nach dem Zifferblatt sehen kann. Die Symbole, welche die „stehende Zeit“ charakterisiren, passen für das Uhrenornament, für das Medaillon solche, die den Gedanken der Treue und Erinnerung, der Anhänglichkeit und Liebe ausdrücken.

Die Uhr soll stets genau ihr Amtes offenbaren,  
Das Medaillon es heimlich still verwahren.

Bei der Ausschmückung beider soll die Phantasie durch die Kunst gedeckelt sein, namentlich sollten die edlen Vorbilder der Antike, wie sie im Louvre von Paris und in den Museen von Rom und Petersburg aufbewahrt sind, von denen es treue Abbilder gibt, mehr als es geschieht, nachgeahmt werden. Vergleichen Kunstwerke zu studiren, rathen wir auch unseren schönen Leserinnen, um sich Rath zu holen, ehe sie zum Ankauf oder zur Auswahl einer Bijouterie-Waare den Juwelierladen besuchen. Von den weltberühmten Goldschmiede-Arbeiten des Benvenuto Cellini, Carabosso und anderer Meister der Cinque-Cento-Schule sind zwar die Originale zum größten Theil verloren gegangen, doch einzelne Zeichnungen davon erhalten, und diese zu betrachten, bildet nicht nur den Geschmack, sondern bereitet auch einen großen Kunstgenuss, wobei selbstverständlich die Portraits eines Moro, Juccaro, Holbein und Van Dux nicht vergessen werden dürfen, da sie nicht bloß über die Schönheiten der Juwelierarbeiten ihrer Zeit Aufschluß geben, sondern auch über die Art, sie zweckentsprechend bei der Toilette anzuwenden, unterrichten. Die vier hier abgebildeten modernen Medaillons zeigen den Einfluß des Studiums klassischer Muster; Nr. 6 ist von A. Glaton in Paris componirt und bildet eine Herzform von mattem Gold, mit Perlen oder Türkis besetzt. Nr. 4, componirt von Kuhlmann in Berlin, ist gleichfalls aus mattem Golde, mit Emailmosaik und fein verschlungenem Golddrahte verziert. Das in der Mitte stehende Wort Pax bezeichnet das Friedensmedaillon. Bei Nr. 5 und 2 ist Mosaik in Email und Goldrelief angewendet; das Mittelbild von 5 ist ein Schmuckrelief, das von 2 ein Köpfchen mit Edelstein-Einfassung. Beide Muster sind von Salvatori componirt und in der Fabrik von C. Ansporge in Rom ausgeführt, dessen Arbeiten sich alle durch stylvolle Zeichnung, den plastischen und farbigen Reiz, sowie durch eine äußerst feine und zierliche Ausarbeitung auszeichnen. Die exacten Holzschmitten hierzu verdanken wir Herrn J. Engelhorn, dem verdienstvollen Verleger der „Stuttgarter Gewerbeblätter“.



Nr. 1.



Nr. 2.



Nr. 3.



Nr. 4.



Nr. 5.



Nr. 6.

Frau M. 13, Nr. 45 in K. Einen Teppich, zu welchem man Tuchreste verwenden kann, brachte der Bazar von 1868 auf Seite 55 und von 1872 auf Seite 6. Falls Ihnen derselbe nicht genügt, wenden Sie sich an einen Dessinateur oder an eine Tapiserie-Manufactur.

Meta in W. Vielleicht lassen Sie das Brautkleid in der Weise wie Abbildung Nr. 33 auf Seite 237 d. Z. anfertigen, entweder ganz ohne Garnitur oder mit solcher von weißer Spitze.

B. N. in A. Wir können nicht zu zwei so verschiedenfarbigen Stoffen rathen. Wenn man gemusterte Stoffe zum Unter- und Ueberkleide wählt, so müssen dieselben wenigstens einen übereinstimmenden Farbenton haben. M. H. in Frankfurt a. M. Ein sogenannter „Haussegel“ ist so einfach, daß man ihn auch ohne Hilfe des Bazar anfertigen kann. Man läßt einen Wappenstein oder einen sonst gewählten Vers nebst Glaubenssymbol auf Papier, oder Seidencanevas vorzeichnen und führt die Striderei mit Wolle, Seide oder Perlen aus. Dessin zu einer gehäkelten Tischdecke nächstens; ein Muster zu einem „Hündchen oder Kästchen zur Verzierung eines Sessels“ aber keinenfalls! Derartige Gegenstände dürfen weder mit Thier- noch mit Blumenstoffen, sondern nur mit einem stylvollen Arabesken-Design verziert werden.

Eine Verehrerin des Bazar aus Ungarn. Zur Trauung jedenfalls einen weißen Hut.

Herrn O. G. in K. Fragen Sie in der Wäscheabtheilung von Gebr. Mosse, Berlin, Jägerstraße Nr. 47, an.

St. in W. Nr. 25. Tragen Sie ein Sackjäckchen, welches nach der Façon des Palatos Nr. 65 auf Seite 176 des Bazar d. Z. gefertigt ist. In Bezug auf Ihre letzte Frage „Ja“.

H. D. Lassen Sie den Knaben während der Nacht stets ein dünnes Tuch, eine mäßig breite leinene Binde oder dergl. um die Ohren tragen. Außerdem dürfe langes Haar, welches, wenn es sehr stark ist, durch Ausschneiden vermindert werden kann, am geeignetsten sein, das Uebel — falls man „abstehende Ohren“ dafür halten will — weniger sichtbar zu machen. Uebrigens diene „der kleinen Eitelkeit“ zum Trost, daß das etwaige Jubel bei zunehmendem Wachssthum ausgeglichen wird, und daß der Besitzer derartiger Ohren in der Regel durch ein feines musikalisches Gehör bevorzugt ist.

A. D. in G. Ein helles schweres Seidenkleid darf auch ohne Tunika getragen werden; als Garnitur würden wir Spitze rathen.

F. M. in G. Vervollständigen Sie die schwarze Tüllbluse durch eine Tunika von gleichem Stoff; ein solches Arrangement kann dann sowohl zu hohen wie auch zu decolletirten schwarzen oder farbigen Seidenkleidern getragen werden.

Clise G. in S. Glacehandschuhe werden zu eleganter Toilette stets in heller, matter Farbe, welche mit der des Anzugs harmoniren muß, und sehr lang, mindestens mit zwei Knöpfen getragen. — Das Hundehalsband lassen Sie von einem Gärtler oder Tischner anfertigen.

F. K. 34. Sie erhalten den Frakturstoff in verschiedener Breite den Meter zu 26 Sgr., auch zu 1 Thlr. 20 Sgr. in dem Magazin von Goshen-hofer und Roesicke, Berlin, Leipzigerstr. 58.

Langjährige Verehrerin des Bazar. Zum Zeichnen von Tischzeug, Bettwäsche und dergl. verwendet man vorzugsweise rothes, sogenanntes türkisches Garn. Die Initialen werden ziemlich klein gewählt. In Taschentüchern, Handtüchern und dergl. markirt man gewöhnlich sowohl die laufende Zahl als auch die des Duzend folgender Art: 1/2, 2/2, 3/2, und so fort, das heißt das erste, zweite, dritte Stück des zweiten Duzend.

G. K. in B. Es ist durchaus gestattet in Gesellschaften, Concerten und dergl. in einem hohen Kleide zu erscheinen. Eine Abonnentin seit 17 Jahren. Sie können die gestrickte Bettdecke auch mit einer gehäkelten Spitze begrenzen und dazu die der Abb. Nr. 20 auf Seite 333 des Bazar von 1871 wählen.

Hr. J. Rosenthal für M. N. in T. Verschiedene Stiche in Filzguirpüre hat der Bazar bisher nur einzeln gebracht. Beim Einbinden des Bazar werden die Supplemente nur durch eine Gummischur gehalten, deren Enden am oberen und unteren Querrande des Einbandrückens befestigt sind.

Zachennüsse. Arrangiren Sie aus dem Doppelshawl ein Ueberkleid, wie das der Abbildung Nr. 54 auf Seite 192 d. Z. Das grau und weiß gestreifte Kleid ließe sich vielleicht als Tunika zu einem schwarzseidenen Unterkleide verwenden; die Taille kann durch Revers von schwarzem Taffet modernisirt werden.

Marie M. in Wetter. Die durchbohrten Rippen und schweren Knochengestirke der Votivkuben können als die ersten Anfänge jener zierlichen und in ästhetischer Beziehung so bedeutsamen Ohrgehänge betrachtet werden, des Lieblingschmucks des Alterthums, der besonders bei den hellenischen Schönen in hohem Ansehen stand, bis auf den heutigen Tag dieses Ansehen beibehielt, und nur erst ganz neuerdings wohl mit Unrecht durch die Mode in Mißcredit gerathen ist. — Bei den Ägyptern, Arabern und Persern trugen auch die Männer schwere und reich mit Edelsteinen besetzte Ohringe, die uns in großer Mannichfaltigkeit auf den in Niniveh gefundenen Reliefsteinen erhalten sind. In vielen Dorfchaften tragen die Bauern noch heute an Sonn- und Festtagen Ohringe; in den vornehmen Kreisen verlor sich diese Sitte im Mittelalter, doch wird aus späterer Zeit berichtet, daß Heinrich XIII., Ludwig XIV. und Guard II. noch Ohringe als Schmuck getragen haben. Daß das Tragen von Ohringen von Augenweibern befreit ist ein alter Aberglaube, dem allerdings selbst Männer jetzt noch hier und da huldigen, indem sie ein goldenes Knöpfchen, gewöhnlich aber nur in einem Ohr, befestigen.

Eine Rathhofs. Waschen Sie das Gesicht mit Schwefelkämpferseife oder mit Kummerfeld'schem Waschwasser, welche Mittel in jeder Apotheke zu haben sind.

A. W. in W. Zu directer Mittheilung Adresse erbeten.

Iba B. in W. Ist der Stein ein Diamant, so wird er sich durch einen andern echten Diamanten nicht rühen lassen.

L. H. in M. R. R. Schramm's Handbuch der Seifen- und Parfümerie-Fabrikation. Hamburg 1872, J. L. Richter.

### Notiz.

Die Redaction erlaubt sich einen Irrthum zu berichtigen, der sich in dem Aufsatz eines ihrer Mitarbeiter, bet. „die Frauen in der Wiener Weltausstellung“ eingeschlichen hat. Fürstin Maria Czartowska ist zwar Mitglied des Ausstellungscomité für Frauenarbeit als nationale Hausindustrie, in keiner Weise aber, wie dort behauptet wurde, an einem Frauencongresse betheiligt. — Wir sprechen für diese Berichtigung der verehrten Fürstin unsern verbindlichsten Dank aus. D. Red.

### Auflösung des Rebus S. 264.

„Ein werthvolles Angebinde.“

### Auflösung des Räthfels

Seite 264.

„Ein Wand — Einband.“

### Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid und Tunika aus lila Seidenpopeline mit Frisuren von gleichem Stoff garnirt; den Anzug derselben deden Schrägstreifen von Sammet in dunklerer Nuance. Fichu von lila Crêpe-de-Chine und Spitze. Chemiset und Aermel von Mull und Spitze.

Figur 2. Anzug für Mädchen von 6-8 Jahren. Kleid aus blau und weiß carirtem Tartan, Ueberkleid aus blauem Kaschmir mit Verschmürung von schwarzer Seidenschur.

Figur 3. Unter- und Ueberkleid aus braunem Bigogne-stoff mit Verschmürung von brauner Seidenschur und mit brauner Seidenfranze garnirt. Reverstragen von braunem Sammet. Chemiset und Aermel aus gefaltetem Mull.

Figur 4. Kleid aus grauem Taffet mit breitem Bolant. Ueberkleid aus hellgrauem Kaschmir mit Schrägstreifen und Schleißen von Taffet in der Farbe des Unterkleides garnirt. Tragen nebst Aermel aus Mull und Spitze.

[29,325]

### Correspondenz.

G. W. in S. Ueberkleider aus Vierge, Grenadine und dergleichen werden nur zu seidenen Unterkleidern getragen; ein Ueberkleid aus weißem Mull paßt zu jedem farbigen Seidenkleide.

J. G., langjährige Abonnentin in B. Tunikas sowohl als auch Brautanzüge haben die letzten Nummern des Bazar gebracht. Die Tunikas werden nicht mit Futter versehen.

G. N. in D. Sie können uns die betreffende Arbeit jederzeit zur Ansicht einfinden. Adresse: Redaction des Bazar, technischer Theil, Berlin, Entenlag 4.

Langjährige Abonnentin in D. Wählen Sie unter den reichhaltigen Abbildungen des Bazar. Eine ganz genaue und ausführliche Beschreibung irgend eines Toiletten-Arrangements können wir an dieser Stelle nicht geben.

